Otto von Leixner

Otto von Leixner

Eine Studie

von

Karl Storck.

Berlin
Schall & Grund
Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler
Verein der Bücherfreunde



Otto von Leixner

Otto von Leixner

Eine Studie

von

Karl Storck

[1897]

Berlin
Schall & Grund
Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler
Verein der Bücherfreunde

Auch in unserer geräuschvollen und reklamesüchtigen Zeit, deren kaufmännisches Geschäftsgebaren längst auch schon die Künstlerkreise erfaßt hat, gibt es noch Schriftsteller, welche ruhig und still ihren Weg gehen, den hohen Zielen ihres Strebens entgegen. Wenn bei ihnen die Musen einkehren, wird das „freudige Ereignis“ der Geburt eines Musenkindes nicht gleich in alle Welt hinausposaunt; haben sie, aus dem Reichtum ihres Selbst, ihrer Erfahrung, ihrer Menschenliebe schöpfend, eine Heilslehre gefunden, so hüllen sie sich nicht in ein härenes Gewand und ziehen nicht als Prediger in die Wüste, — d. h. modern —, durch die Straßen der Millionenstädte. Ihr Name steht nicht bei jeder Gelegenheit in den Tagesblättern, sie werden nicht interviewt, sie sind keine Gesellschaftslöwen, ihre Bücher, auf denen man selten den vielversprechenden Vermerk einer hohen Auflage findet, erscheinen nicht just vier Wochen vor Weihnachten, und der Pöbel — in Kunst und Sitte gehören ihm auch Millionäre und „Gebildete“ an — kennt sie kaum.

In ihre Klause zurückgezogen, Einsiedler mitten im lärmenden Großstadtgewühl, aber dennoch scharfsichtige und liebevolle Beobachter des Menschentreibens schaffen

sie, ihrem inneren Drange folgend, unbekümmert um den äußeren Erfolg ihrer Arbeit. Auch sie finden ihren Lohn. Keinen klingenden, wie ihn die Welt liebt, aber doch echten, weil dauernden, im Herzensfrieden, im frohen Bewußtsein erfüllter Pflicht. Bisweilen kehrt auch ein müder Erdenwaller bei ihnen ein, um den von Angesicht zu sehen, dessen Werke ihn stärkten auf der stürmischen Lebensfahrt. Und die, denen es vergönnt ist, bisweilen in der Klause des Einsiedlers mit ihm zusammen zu sein, sie preisen dankbar die Stunde, die ihnen das gewährte. —

Einem der Stillsten unter den Stillen in deutschen Landen gelten diese Blätter. Otto von Leixner sieht am 24. April dieses Jahres auf ein fünfzigjähriges Leben zurück; das bedeutet bei ihm zugleich eine dreißigjährige schriftstellerische Thätigkeit. Er hat schwer gerungen, bis er zur Klarheit kam, und seitdem er diese gefunden, hat er rastlos gestrebt, auch seine suchenden Menschenbrüder dahin zu führen. Hat er äußerlich viel Erfolg gehabt? — Lärmend ist derselbe sicher nicht gewesen, auch hat Leixner das nie gesucht, denn er wendet sich an die Innerlichkeit. Aber gewiß ist, daß viele in ihm ihren Pfadfinder sehen, wenn das auch äußerlich nicht zur Sprache kommt, — denn auch sie gehören zu den Stillen.

Frägt man nun nach den Gründen, die mich bestimmten, den fünfzigsten Geburtstag Otto von Leixners nicht vorübergehen zu lassen, ohne das Wirken dieses Mannes zu würdigen, so ist die Antwort: einmal drängte es mich, dem Manne zu danken, dem ich selbst viele Förderung für Geist und Herz schulde; dann hielt ich es für meine Pflicht als Menschenfreund, nach meinen Kräften

dazu beizutragen, daß möglichst viele nach jenen Schriften greifen, denen sie sicher wahren Genuß, echte Freude und sittliche Veredlung danken werden.

Ich bin mir der Schwierigkeit wohl bewußt, auf wenigen Blättern dieses reiche, vielseitige Leben gerecht zu würdigen, aber ich mache auch keinen Anspruch darauf, etwas Vollkommenes zu bieten. Vielleicht fühlt sich durch dieses Schriftchen ein Würdigerer veranlaßt, zur Feder zu greifen und eine gute, erschöpfende Biographie Leixners zu schreiben. Dann bin ich mit meinem Erfolg zufrieden.

* * *

Otto von Leixner ist am 24. April 1847 auf Schloß Saar in Mähren geboren. Sein Vater hatte sich nach Abgang vom Gymnasium der Landwirtschaft gewidmet und war früh in den Dienst des Fürsten Dietrichstein getreten. Im Geburtsjahre Ottos wurde er als Rentmeister nach Weißkirchen versetzt. Hier wuchs der Knabe auf. Im Hause herrschte echter Familiengeist; Vater und Mutter waren sich in wahrer Liebe zugethan und achteten sich gegenseitig. Der Vater war eifriger Musiker, während die gemütstiefe Mutter, die selbst voll lebhafter Phantasie war, in ihrem Knaben schon früh den Hang zum Fabulieren weckte. Als Sechsjähriger erzählte er denn auch schon seiner Schwester und den Spielgenossen freierfundene Märchen oder hielt ihnen in einem, von der Mutter gefertigten, Priesterornat donnernde Predigten.

So spielte sich des Knaben Leben im Hause und im großen Schloßgarten ab. Der Vater, der selbst die Edelobstzucht pflegte, unterwies den Knaben früh darin und

weckte so in ihm Liebe und Beobachtungsgabe für die Natur. Die Erziehung war streng, aber doch liebevoll; die Kinder wurden zu genauer Pflichterfüllung angehalten, aber sonst ließ man ihnen die größte Freiheit.

Der Knabe besuchte die Normalschule und erhiel daneben Unterricht im Französischen, der Musik und dem Zeichnen. Die damals erschienenen Stahlstichwerke der Galerien von Dresden und Wien, die er bisweilen einsehen durfte, eröffneten ihm eine neue Welt. Die Abende, an denen der Vater mit einem Offizier der Weißkirchener Kadettenschule vierhändig spielte, — fast nur klassische Musik —, blieben ebensowenig ohne Einfluß als die andern, wo der Vater, der fast keinen Abend außer dem Hause zubrachte, im Kreise der Seinigen deutsche und czechische Märchen, Erzählungen und Gedichte vorlas. Anregend hat auch ein kleines Sammelwerk über Erfindungen u. s. w. gewirkt, das dem Knaben in die Hände fiel.

Im Jahre 1857 wurde sein Vater vom damaligen Fürsten nach Ungarn gesendet, um dort die Verwaltung des ungarischen Besitzes, der Herrschaft Falsö-Lendva (Ober-Limbach im Preßburger Comitat) zu leiten, die dreizehn zerstreut liegende Güter und Meierhöfe mit großen Waldungen umfaßte und zum Teil bis in das Pußta-Gebiet reichte.

Der Sohn wurde zuerst nach Graz, dann nach Marburg (Steiermark) auf das Gymnasium geschickt; die Ferienzeit brachte er im elterlichen Hause in fast unbeschränkter Freiheit zu. Hier durfte er auf schädliches Wild Jagd machen, reiten, turnen und herumklettern

nach Herzenslust. Die Stunde, die der Vater täglich mit dem Sohne Latein und andere Schulfächer wiederholte, beeinträchtigte die Freude nicht. Das Höchste aber war es, wenn der Vater auf die Inspektionsreise nach den Gütern, Meiereien, Mühlen und Schäfereien fuhr. Dann durften die Söhne mit. Die Gegenden trugen verschiedenes Gepräge. Endlose Weizen- und Kukuruzfelder, gewaltige Eichenwälder, jeder Baum ein Riese, weite Ebenen mit allen Wahrzeichen der Pußta: Czikos, Pferde- und Büffelherden, einsame Czarden (Wirtshäuser) und Ziehbrunnen. Hier entfaltete sich des Knaben Blick für die Natur in reichstem Maße. Auch seine Beobachtungsgabe bethätigte sich in allerlei Sammlungen von Käfern, Pflanzen und besonders Mineralien, die sorgfältig gepflegt wurden.

Der Wissenstrieb des Knaben war unersättlich. Er las, was er erreichen konnte. Geschichtswerke, — zuerst Rotteck, der ihm nicht behagte, — dann die Klassiker, von denen ihn Schiller am meisten fesselte, während ihn Heine nie anzog, Reisebeschreibungen, Romane und zahlreiche Übersetzungen antiker Schriftsteller. Im Notfall mußte auch des Vaters fachwissenschaftliche Bibliothek herhalten, und landwirtschaftliche Bücher über Bodenbearbeitung, Viehzucht und Maschinenbau kamen jetzt an die Reihe Selbst auf den Streifereien durch Wald und Feld gehörte neben Büchse und Pulverhorn, dem aus einer Flasche Milch, Brot und Käse bestehenden Proviant, ein Buch zu dem unentbehrlichen Rüstzeug. Das Lieblingsplätzchen aber war der Gipfel eines uralten Nußbaums, der im Parke stand. Dort saß der Knabe tagelang mit seinen Büchern. Nur bisweilen griff er nach der neben ihm

liegenden Büchse und schoß auf die zahllosen Eichkätzchen. Aber niemand erfuhr von diesem traulichen buen retiro, wo Wirklichkeit und Traum sich so schön ineinander verwoben.

Immer aber wirkte auf ihn das Wesen des feinen, weltkundigen Vaters und noch mehr die Mutter still erziehend ein. Beide waren trotz des Ernstes, oder seinetwegen, heiter; die Mutter nebenbei voll natürlichen Witzes. Gäste kamen selten; das Leben spielte sich fast nur zwischen Eltern und Kindern ab: äußerlich trotz Sparsamkeit ein behäbiges, sorgenloses Dasein, ohne Luxus; der Vater fast bedürfnislos, außer dem, was er für Bücher, Musikalien und Zeitschriften ausgab; die Mutter, eine Künstlerin des Haushalts, wußte dem Ganzen den Schimmer ihres goldenen Gemütes zu geben. Niemals haben die Kinder an den Eltern Mißmut, Launenhaftigkeit oder gar den kleinsten Streit erlebt. Von Einfluß wurde auch die tiefinnerliche Religiosität der Mutter, die frei von Überschwang wie Nüchternheit aus bravem Gemüt gesund und kräftig emporblühte.

Als Zwölfjähriger begann Otto zu „dichten". Die ersten opera entstanden in Marburg. Das eine galt dem Wiedersehen der Eltern, das zweite schilderte die Jahreszeiten.

Dieses sorgenlose, glückliche Dasein fand ein plötzliches Ende, als der Vater, der sich in den Ruhestand zurückgezogen hatte, 1863 in Marburg unerwartet starb. Von da begann der Ernst des Lebens sich zu nahen.

1866 bestand Otto „mit Auszeichnung" die Maturi-

tätsprüfung. Dann siedelte die Familie nach Graz über. Vor dem Beginn der Universitätsstudien führte ihn noch eine kurze, zum Teil zu Fuß zurückgelegte, Reise nach dem ersehnten Italien. Seine Studien, die er in Graz begann, galten vor allem der germanischen Philologie unter Tomaschecks und Schenkls Leitung. Daneben sehr viele naturwissenschaftliche Studien. Die Lektüre von Büchner, Moleschott, Lyell und Darwin bewirkte eine Wendung zum Materialismus, der aber den gemütvollen Jüngling nie allzutief zu fassen vermochte, was auch sein erstes Werk, die 1867 erschienenen „Gedichte“, beweisen.

In Graz blieb er bis März 1868; dann kam er über Wien nach München, wo er an seinem Geburtstag 1868 eintraf. Von den Universitätslehrern gewann hier vor allem Moritz Carrière auf ihn Einfluß. Von ganz besonderer Wichtigkeit aber wurde für ihn der Verkehr im Hause Wilhelm von Kaulbachs, wohin ihn Julius Eckart empfohlen hatte. In diesem ersten Münchener Jahr hatte der junge Student schwer um seinen Lebensunterhalt zu kämpfen. Aber er rang sich wacker durch. Viel Genuß fand er im Verkehr mit jungen Künstlern, von denen der Landschafter und Schafmaler Zügel erwähnt sei. Allmählich trat er auch dem Hause Carrière immer näher Hier lernte er die bedeutendsten Vertreter der Litteratur und Kunst persönlich kennen, so Paul Heyse, Ad. Wilbrandt, Graf Schack, Franz von Kobell, Hermann Lingg, daneben auch Vertreter der Wissenschaften, wie Justus von Liebig, den Pandektisten Windscheid, den Philosophen Joh. Huber. Außer diesem Kreis verkehrte er mit den Vertretern der Pilotyschule und besonders mit dem Dichter

Martin Greif, mit dem ihn noch heute innige Freundschaft verbindet. 1869 auf 70 war er Hofmeister.

Schon in den letzten Semestern wurde ihm von einem Münchener Blatt die Kritik des Schauspiels und der bildenden Künste übertragen. Unter dem Einfluß der Kunststudien geschah die Wandlung zu einer ästhetischen Kunstreligion, die ihn aber auch nicht dauernd zu befriedigen vermochte. Da es ihm seiner schlechten Vermögensverhältnisse wegen nicht möglich war, sich für die Dozentur vorzubereiten, trat er in den Journalismus ein. Durch eine Menge Feuilletons für die Wiener Presse, den Nürnberger Korrespondent, die Frankfurter Zeitung, später auch die Augsburger allgemeine Zeitung gewann er die Mittel zu privaten Studien, die den verschiedensten Gebieten, besonders auch der spanischen Litteratur galten. Jetzt entstanden auch die ersten Novellen, „die Adja“ und „die Eumenide“, die aber erst 1876 erschienen. Einige Zeit redigierte er auch den „Süddeutschen Telegraphen“.

Trotzdem er in München sehr bekannt war, gewann er doch bald die Überzeugung, daß er keine guten Aussichten habe. Allerlei Zufälle führten ihn nach Berlin, wo er im August 1874 anlangte. Hier machte er zuerst durch seine Kunstberichte in der Spenerschen Zeitung Aufsehen. Leider ging das Blatt bald darauf ein. Durch den jetzigen Basler Professor Paul Schmidt trat er dann in Verbindung mit Stilke und übernahm die Hülfsredaktion der von Paul Lindau herausgegebenen „Gegenwart“, wo man ihn aber nach seiner eigentlichen Anlage in keiner Art zu Worte kommen ließ, und er sich auf handwerksmäßige Kritik beschränken mußte. Nach einund-

dreiviertel Jahren wurde der unnatürliche Bund zwischen dem effekthaschenden Franzosennachahmer Lindau und dem innerlichen Deutschen gelöst, und letzterer übernahm auf ein Jahr die Leitung der belletristischen Beilage der „Bürgerzeitung".

1876 hatte Leixner geheiratet und war bald darauf nach Lichterfelde gezogen, wo er mit einer Unterbrechung bis heute wohnt. Nach Aufgabe der Stellung bei der Bürgerzeitung hat er bis 1883 als freier Schriftsteller gelebt. In diese Zeit fällt die Entstehung seiner großen Werke, der Geschichte der deutschen und der fremden Litteraturen, sowie „Unser Jahrhundert". Jetzt kamen auch die ersten Novellen und die Gedichte heraus; überdies erschien eine Menge Feuilletons. In dieser Zeit hatte sich aber auch seine Weltanschauung stetig vertieft und geklärt, und er war zu jenem innerlichen Gottesglauben, jener von aller Ichsucht freien Liebe gelangt, als deren Verkünder er seither unermüdlich thätig ist. Mit der 1883 vollzogenen Übernahme der „Deutschen Romanzeitung" (Otto Janke), deren Beiblatt er ganz nach seinen Anschauungen umgestaltete, fand er auch das Organ, seine Gedanken über Volkserziehung und eigene Verinnerlichung wirksam zu verbreiten. Eine große Anzahl Werke ist in diesen Jahren entstanden, manche Pläne harren noch der Erledigung. Denn die Arbeit eines pflichttreuen Herausgebers ist eine schwere, und nicht immer findet er die Muße, den Lockungen der Muse zu folgen.

Dieser kurze Überblick über den reichbewegten Lebensgang Otto von Leixners mag für die äußeren Verhältnisse genügen. Die Betrachtung seiner Werke, zu der

wir jetzt schreiten, wird uns von seinem Innenleben ein reicheres Bild vermitteln.

Unsere Betrachtung der Werke Otto von Leixners beginnt mit seinen dichterischen Schöpfungen. Besonders ausführlich werden wir bei der Lyrik verweilen, da Leixner nach dieser Seite hin fast gar nicht gewürdigt wird, obwohl er uns neben Martin Greif und Detlev von Liliencron der bedeutendste und selbständigste Lyriker unserer Tage zu sein scheint. Auch das Gedicht „Dämmerungen" soll wegen seiner außerordentlichen Wichtigkeit für den Werdegang des Verfassers eingehender gewürdigt werden. Die Satiren, Fabeln und Sprüche werden uns dann zu den Werken ethischer Tendenz überleiten, woran sich eine kurze Würdigung der kritischen und gelehrten Thätigkeit des Schriftstellers schließen wird.

Bei einer so geschlossenen Natur wie der unseres Dichters, ist es ganz natürlich, daß die gewonnene Lebensanschauung sein ganzes Schaffen und Dichten durchdringt, und dieselben Grundgedanken für seine Dichtung, Ethik und wissenschaftliche Thätigkeit maßgebend sind. Es sind deshalb Wiederholungen nicht zu vermeiden, anderseits möge man dem Verfasser nicht einen Vorwurf daraus machen, wenn er scheinbar an einer Stelle nicht alles zu Erwartende sagt; man wird es dafür an anderem Orte finden.

* * *

Mit der Jahreszahl 1868, in Wirklichkeit schon 1867,

erschien in Graz (bei Leuschner und Lubensky) des Dichters erstes Werk, ein schmächtiges Bändchen Gedichte. Es ist das Buch eines Zwanzigjährigen, und man erwartet in diesem Alter keine lyrischen Meisterwerke. Aber das Bändchen hat doch mancherlei, was es vor den zahlreichen seinesgleichen auszeichnet. Zunächst das Fehlen mancher Unschönheiten, kein Gefühls-, kein Wortgetändel. Man hat immer die Empfindung, einem wackern Streben, einem ernsten Wollen und redlichen Können gegenüberzustehen. Auch fehlt die Nachahmung Heines, der gerade um jene Zeit fast alle jungen Dichter verfielen. Auch macht sich nicht der bei jungen Dichtern so beliebte Hochmut breit, dem zu glauben jeder neue Goldschnittband unserer Litteratur einen neuen Messias brächte. Im Gegenteil ruft er sich selbst bescheiden zu:

„Darfst nicht deshalb Poet dich nennen,
Weil du hast einen Vers gemacht,
Weil manche Stund' mit ihren Gaben
Dir auch ein Lied hat mitgebracht."

Der junge Dichter darf mit Recht zum Leser sagen:

Was ich in meiner Brust verschlossen hegte,
Was ich in heit'rer Stunde hab' gesungen,
Was mich hat mit Begeisterung durchdrungen,
Was Trauer mir und bangen Schmerz erregte;

Was ich mit treuer Liebe in mir pflegte, —
Hier ist es; ob auch wenig es gelungen,
O glaube, dann nur ist mein Lied erklungen,
Wenn wahres Fühlen mächtig mich bewegte.

Nie bannte ich zum kindisch eitlen Spiele
In Verses Formen künstliche Gefühle —
Nur wenn mich hat der Genius gerufen,

Stieg ich empor zu seines Thrones Stufen
Und die Begeisterung, die er entzündet,
Ich habe sie durch meinen Sang gekündet.

Neben der Mutter- und Freundesliebe sind es vor allem ernste Lebensfragen, die den Jüngling bewegen. Philosophischen Gehaltes sind „Glaube", „Zweifel", die ein ehrliches Ringen nach Klarheit bekunden. Von den Gedankendichtungen sei auf „Wildbach" verwiesen:

„Brausend stürzt sich hinab von dem Felsen der schäumende Gießbach,
Und mit zerstörender Kraft stürmet er gegen den Damm,
Reißet die Trümmer mit sich und zerstört das beengende Ufer."

Diesem Bilde des Jünglings wird des Mannes Vorbild, der „Strom" entgegengehalten:

Segenspendend jedoch der Strom rauscht hin durch die Lande,
Speiset die Fluren ringsum mit dem belebenden Quell.
Völkergattende Schiffe er trägt auf dem riesigen Rücken,
Dienet der Menschheit, bis er sich mit dem Ocean eint."

Auf den späteren Leixner weist die kräftige Liebe zum echten Deutschtum hin, die sich in „modernes Theater" mit sicher treffendem Schlag gegen die Verwälschung, und damit Entsittlichung unserer Bühne wendet. Ich kann es mir nicht versagen, des Zwanzigjährigen Apostrophe hier ganz mitzuteilen:

Modernes Theater.

Leihe o Zeus, mir das Haupt der schlangenhaar'gen Meduse,
Möchte mit Donnergeroll wecken der Scribler Geschlecht,
Die mit der frevelnden Hand in den Pfuhl der eig'nen Gemeinheit
Von dem erhabenen Sitz zogen die göttliche Kunst.
Nimmer man liebt auf der Bühne die edlen Gebilde der Dichtung,

Wie sie uns Goethe geschenkt, Schiller's erschaffender Geist,
Nicht mehr ist Ziel es der Dichtkunst, edle Gefühle zu wecken,
Und kein gigantisch Geschick zeigt uns die heutige Kunst.
Nein, in geschändeter Halle ertönen die Worte der Gaukler
Oder ein Springer uns zeigt seine bewunderte Kraft,
Lehrer der edlen Magie auch etwas erregen die Neugier,
Doch wo die Nacktheit zu seh'n, drängt sich das gaffende Volk
Und mit hallendem Jubel belohnt es das fränkische Machwerk,
Das mit Cancan noch gewürzt, nährt den germanischen Geist.
Alle die Scribler sich holen den Stoff vom bewunderten Westen,
Und zu des Volkes Genuß tanzen sie geist'gen Cancan.
Fränkischer Geist im Gemeinen noch strebet nach täuschender
Anmut,
Wenn es der Deutsche versucht, tanzet ein täppischer Bär.
Wenn aus dem Orkus entstieg von den deutschen Genien einer,
Der als ein strahlendes Licht glänzte auf unserm Parnaß,
Müßt' er nicht sich von dem Gotte entleih'n den vernichtenden
Blitzstrahl,
Und im entflammenden Zorn töten das ekle Gezücht?
Wenn jetzt ein wahrer Poet erhebet die schallende Stimme,
Welcher mit männlichem Mut hält den Spiegel uns vor —
Wenige Edle mit Lieb' ihn belohnen, verstehend sein Wollen,
Aber dem übrigen Volk wird er zum Spott und zum Hohn —
Nimmer wohl kann es ertragen das brausende Wehen des
Sturmwinds,
Da der entnervende West es schon zu sehr hat verwöhnt,
Nimmer vermag es zu folgen dem Flug' erhab'ner Gedanken, —
Weil's nur im sinnlichen Reiz findet noch seinen Genuß.
Doch nicht verzweifeln ich kann; ich vertraue den Söhnen
Tuisko's,
Denn im germanischen Volk schlummert ein edlerer Geist.
Und ihr, denen Natur hat verliehen die Gabe der Dichtung;
Die ein innerer Drang hat zu den Musen geführt;
Die ihr nicht nur als Milchkuh die Kunst, die heilige, pfleget,
Wappnet euch mutig zum Kampf, alle ihr Ritter vom Geist!
Noch ist es Zeit! — zerbrecht die uns schändenden Fesseln und
reinigt
Von dem französischen Gift uns're germanische Kunst,
Wieder erstrahlt im erneuerten Glanz die Dichtung der Deutschen,
Wenn sie, verwerfend was fremd, folget dem eigenen Geist.

Endlich müssen wir auf die Spruchdichtung achten, die später einen der Hauptzweige von Leixners dichterischer Thätigkeit bildet. Wir haben hier schon treffliche Proben, sowohl der mehr satirischen, wie der rein gedanklichen Art. Als charakteristische Beispiele seien mitgeteilt:

Selbstkenntnis.

Wenige streben sich selbst zu erkennen, doch kann ich's nicht tadeln;
Manche Bekanntschaft der Art ist auch der Mühe nicht wert.

Verschiedener Lohn.

Wenn der Sand dir genügt, so sammle ihn mühlos am Ufer,
Willst du die Perle, so tauch mutig ins Dunkel hinab.

Das Gesamturteil über den Band würde etwa lauten: ein vor allem für Spruch- und Gedankendichtung viel versprechendes Talent; ernstes Wollen, Schönheitsliebe und edle Begeisterung für das echt Vaterländische nehmen für den Dichter ein, der durch seine Gewandtheit in antiken Formen oft überrascht. —

Zehn Jahre später, 1877, liegt der nächste Band „Gedichte". (Leipzig, Brockhaus).

Aus dem Jüngling ist ein Mann, aus dem tastenden Anfänger, der manches verhieß, ein reicher Dichter geworden.

Vor allem überrascht hier, was damals ganz fehlte, eine große Zahl eigentlicher Lieder. Von echtem Gefühl geleitet hat er an dem unerschöpflichen Born wahrer Poesie gelauscht; „Volkslieder" darf er mit Recht eine große Zahl dieser Gedichtchen nennen, zu denen ungesucht die musikalische Weise sich einstellt. Von ganz besonderem

musikalischem Liebreiz sind die „Lieder vom Wandern." Es ist schwer, eine Auswahl zu treffen:

Ein liebliches Märchen ist mir bekannt,
Viel süßer als alle andern,
Es ziehet und locket von Land zu Land,
Das Märchen vom Wandern.

Mir haben's die blinkenden Sterne erzählt,
Die Bäche, die Ströme, die Winde,
Da hab' ich das gleiche Geschick mir erwählt,
Bis Liebe ich finde.

Dann ist auch das Märchen vom Wandern aus,
An dem ich mich jetzt noch erfreue,
Die Liebe erzählt mir im traulichen Haus
Die Mär' von der Treue!

Ich spiel' ein Liedl halb im Traum
Und lehne an dem Lindenbaum.

Vom nächsten Ast ein Vogel schaut
Und sich zu singen nicht getraut.

Und als ich strecke mich ins Moos,
Mir fallen Blüten in den Schoß.

Ich ziehe einsam stille Wege,
Der Heimat fern,
Den Ort, wohin das Haupt ich lege,
Bescheint kein Stern.

Die Schwester ist gestorben,
Die Mutter tot,
Ich habe nichts erworben
Als Pein und Not.

Der Strom kehrt zu der Quelle
Nie mehr zurück — —
Ich hab' vertraut der Welle
Mein ganzes Glück:

Die treibet es zum Spiele
Wohl vor sich her,
Bis es versinkt am Ziele
Ins dunkle Meer.

Oder das schelmische „Das wird es sein":

Das Mädchen sitzt am Rocken
Und still sie spinnt.
Worüber wohl die Kleine
So eifrig sinnt?

Da tritt ein schmucker Jäger
Zu ihr herein,
Und plötzlich reißt das Fädchen,
War wohl zu fein.

Wie dramatisch in der packenden Schilderung ist „Böse Träume!" — Dann versteht es der Dichter wie wenige, mit dem Volk zu fühlen, Freude und Leid mit ihm zu teilen. Herrlich kommt das im „verlassenen Mädchen" zum Ausdruck.

I.

Ich sitze manchen langen Tag
Mit meinem Kind am grünen Hag,
Wo ich an seinem Herzen lag, am Herzen lag.

Da nahm er mich in seinen Arm
Und küßte mich so warm, so warm —
Davon mir wurde bittrer Harm, ja, bittrer Harm.

Sie stießen aus dem Elternhaus
In Nacht und Elend mich hinaus,
Da ging mir wohl das Lachen aus, das Lachen aus.

Ich wäre tot schon sicherlich,
Du armes Kind erbarmest mich,
Möcht fluchen dir und küsse dich, und küsse dich!

II.

Wo warst du denn so lang, so lang?
Mir war's um dich so trüb und bang,
Mein Kopf, mein Herz, sie waren krank.

Ich hoffte nicht mehr diese Stund'!
O küß mir rot den bleichen Mund,
Dann werde wieder ich gesund!

III.

Ich kann mit franker Stirne gehn
Und brauch' um Mitleid nicht zu fleh'n.
Wollt ihr mein goldnes Ringlein sehn?

Ihr müßt es sehn und wär't ihr blind!
Ich bin ein Weib, wie's andre sind,
Und ehrlich ist mein kleines Kind.

Was den Dichter vor allem für den echten Volksliedton befähigt, ist neben dem musikalischen Feingefühl, das in die scheinbar kunstlose Form echte Melodie haucht, die Knappheit des Ausdrucks, die in kühnen Sprüngen die wichtigsten Punkte einer Lebensgeschichte in wenige Worte faßt. —

Die „Tagebuchblätter" sind die Stimmungen eines Herzens, das heiß gefühlt und tief empfunden hat. Hier ist die Form kunstvoller, ohne doch je gekünstelt zu werden. Innige Liebesweisen klingen an unser Ohr. Dann rasen wir mit dem Dichter auf feurigem Renner durch die Pußta:

Es dehnt die Pußta endlos sich vor mir,
Im Osten steigt der blasse Mond hinauf,
Als wär's der Sonne Bild, das sich im Schlaf
Die öde Heide hat erträumt.

Des harrenden Liebchens gedenkend reitet der Jüngling dahin. Bei der Heideschenke macht er halt. Vor ihr liegt ein Zigeuner; er greift in die Fiedel zu seinen Weisen, die dem Herzen klagen, was nie ein Buch sagte: Mädchenklage, heiße Sehnsucht, wilder Kampf, „des armen Sklaven Lied, der nimmer weiß, warum er lebt," und zuletzt der befreiende, siegende Triumphgesang:

Doch mitten in den Siegesjubelklängen
Es schrillt von neuem auf, und wie der Ton,
Ein Geisterbote, hin über die Heide zittert,
Hat er den Sturm aus seinem Schlaf geweckt.
Der brauset heulend durch die weite Pußta,
Er ballt die Nebel, die am Boden träge schleichen,
Zusammen mit den Riesenhänden
Und trägt zum Himmel sie hinauf.
Jetzt wird es über mir lebendig,
Die Winde sich schwingen auf die Wolkenrosse,
Zwei wilde, kampfbereite Heere,
Und schleudern ihre Feuerspeere,
Der Blitze zackiges Geschoß,
Und jubeln sich im Donnerklang
Entgegen wilden Schlachtgesang.
Es stürmt das Roß dahin
Von mir nicht mehr gezügelt,
Von Todesangst beflügelt.
Da glänzt entgegen durch Wetter und Graus
Ein freundliches Licht mir aus traulichem Haus
— Und schon mich umschlinget das liebliche Weib
Und ich presse an mich den schwellenden Leib,
Was Erd' und Himmel hat an Lust,
Das liegt mir jauchzend an der Brust.
Jetzt rolle, Donner! Du, Sturm,

Magst heulen deine Melodein,
Sei sternenloser noch, o Nacht —
Aus Liebchens Märchenaugen lacht
Mir golden klarer Sonnenschein.

Von den Gedankendichtungen ist die bedeutendste „Eine Vision“.

Dumpfe Schwüle lagert auf des Dichters Seele, die grollend mit dem Schicksal, „ganzes Dasein, ihrer Kräfte Vollentfaltung, Glück dem Geist, dem Herzen Glück verlangt.“ Und als der Geist, der dem Hadernden erschienen, fragt, „was vermagst du! was berechtigt dich zum Glück?“ antwortet er stolz:

„Hab gekämpft seit langen Jahren,
Nicht geschont des Geistes Kräfte;
Fühl in mir den Götterfunken,
Der zur Flamme kann entlodern;
Besser bin ich als so mancher,
Der sich bläht im Strahl des Ruhms,
Besser bin ich als so mancher,
Den das Glück mit Kronen schmückt;
Höher steh' ich — ja, ich fühl' es
In der Wesen langer Kette,
Die um's ganze All sich schlingt!“

Da faßt ihn der Geist:

Sausenden Fluges wir steigen empor.
Funkelnde Sterne
Kreisen vorüber
Und sinken in Nacht;
Ströme von Sternen
Wälzen vorüber
Feurige Wogen
Und sinken in Nacht —
Flammende Sonnen
Blitzeversendend

Rollen donnernd
Leuchtende Bahnen,
Werden zu Sternen —
Und sinken in Nacht.
Um uns Todesschweigen,
Graues Düster unbegrenzt;
Schauer faßt mich an —
Plötzlich verschwindet der Geist!
Und allein
Im Weltenraume
Schwebe ich.
Finster alles, nachtversunken,
Nur in meiner Seele Tiefen
Grauenvolle Klarheit —
Ganz allein,
Ganz verlassen,
In toter Unendlichkeit
Ein lebend Nichts!
Fiebernd pochen
Meine Pulse
Und der Atem fliegt —
Halten will ich mich —
Keine Rettung!
Luft! Nur Luft!
Nieder reißt es schwindelnd mich zur Tiefe!
Ein wilder Schrei! — —
Nacht umhüllt den Geist.

So hat die Seele ihre Schwäche gefühlt, gefühlt, wie übermütig es war, alle Brüder rings verachtend, sich den Göttern gleichzustellen. Der Geist aber ruft ihm das Wort zu: „Willst du dich als Ganzes fühlen, lern' erkennen dich als Teil.“ Dazu führt er ihn zur Erde zurück, ihm zu zeigen, wie das ganze Menschengeschlecht an der Leiden Kreuz festgebunden ist. All der Menschenjammer offenbart sich. Das Elend des Kriegs, der Fluch der Seuche, die ein herrliches Paradies, blühende Menschen=

wohnungen in eine öde Wüste wandelt. Dann wird der Kampf der Elemente sichtbar gegen das Gebild der schwachen Menschenhand, Werk und Schöpfer vernichtend. Und die Seele fleht; nicht mehr des Elends will sie sehen:

Wehrend hebe ich die Hände:
„Nicht vermag ich dir zu folgen
Denn erstarrt ist mir das Herz,
Und mein Stolz, er ist gebrochen.
Nimmer will ich Glück und Freude,
Wenn im Schmerz die Brüder trauern,
Was da kommt, ich will es tragen,
Doch enträtſ'le mir die grausam
Starre Satzung, welche tausend
Lebensvolle, frische Keime
Ewiger Vernichtung weiht!"
Aus des Führers Munde tönen
Mir die ernsten, dunkeln Worte:
„Alles Dasein
Lenket ruhig
Unbewegt von
Menschenlächeln,
Unbewegt von
Menschenthränen,
Ewig gleiche
Notwendigkeit.
Sie zerstöret
Im Erschaffen
Urgebor'ner
Satzung folgend.
Nimmer denkt sie
Menschenglück,
Nimmer denkt sie
Menschenleid.
Willst du von des
Schicksals Bann
Dich befreien,
Trage stolz die
Dornenkrone,

Sei du selbst dir
Ein Erlöser,
Schaffe, mutig
Vorwärts strebend,
Dir im Geiste
Deine Welt,
Und umfasse
Mit dem vollen
Warmen Herzen
Deine Brüder —
Liebe ist die
Welterlösung!"

Die Tagebuchblätter, die mit der Liebe Leid beginnen, enden mit Liedern von der Liebe Freud. Der Sonettencyklus „Mathilde" feiert das neuerblühte Herzensglück des Dichters. Hier zeigt sich seine Gabe, auch bei den kunstvollsten Formen echtes Gefühl zu wahren, in glänzendem Lichte. — Das Glück dieser Liebe ist kein trügerisches; es führt zur Verbindung der Liebenden, und der „Haussegen am Tage der Vermählung" hat sich als kräftig erwiesen.

Die dritte Abteilung des Bandes bringt Sprüche und Spruchartiges. Wir brauchen hier nicht näher darauf einzugehen, da uns noch die großen Spruchsammlungen zu besprechen bleiben. Es sei nur bemerkt, daß gerade hierfür Leixner die höchste Gabe eignet, in wenigen Worten viel zu sagen. —

Die Gedichte der letzten zwanzig Jahre sind leider noch nicht gesammelt. Das ist um so bedauerlicher, als sie einmal den Dichter uns in noch bedeutend gesteigerter Vollkommenheit zeigen, dann aber der Mehrzahl nach einem großen Werke „Erträumte Liebe, ein Roman

in Liedern", angehören, der in seiner Gesamtheit eine außerordentliche Bereicherung unserer Lyrik bedeuten würde. Es ist natürlich ebenso schwierig, aus den einzelnen, fast ausschließlich in der Romanzeitung veröffentlichten, Stücken sich ein Bild des Ganzen zu machen, wie auch jedem kleinen Gedicht die Würdigung angedeihen zu lassen, die es als Teil des Ganzen verdient. — Im Folgenden soll versucht werden, das Bild der Dichtung kurz zu zeichnen; für die mitgeteilten Proben wird man wohl um so dankbarer sein, als die Behauptung, daß sie zum Schönsten der deutschen Litteratur gehören, wohl unwidersprochen bleiben wird.

I. Buch. Sehnsucht. Ein einsamer Mann; aber sein Herz ist des Alleinseins müde, es verlangt nach Liebe.

„Sonnenhunger frißt an meiner Seele,
Sehnsuchtssturm erregt des Blutes
Flammenwellen, daß vom Herzen
Sie hinauf zum Hirne branden.
Nichts vermag ich mehr zu denken,
Als nur dich, du Niegeschaute,
Die du schwebst durch meinen Traum.
Schleier hüllen dir das Antlitz,
Doch ich sehe süßer Augen
Holdverklärte Liebesglut.
Ach, wo bist du, Schwesterseele?
Schreitest du durch Nordlands Wälder,
Gleiche Sehnsucht in der Brust?
Oder wandelst unter Südens Palmen,
Gleiche Glut in deinem Haupt?
Raunt auch dir die Sternennacht
Zauberlieder in das Herz,
Jenes unerschöpfte Märchen
Von zwei armen Menschenkindern,
Die des hohen Vaters Wille
Für einander hat bestimmt?"

Und die Phantasie schafft sich ein Bild des Weibes, das er lieben möchte; der gute Traum aber verkörpert sie ihm, daß er sie sehen, zu ihr sprechen kann, deren Augen ihm erwidern:

„Deine Leiden sind die meinen,
Und dein Glück, es ist auch meins.
Und ich liebe deine Götter,
Was du hassest, haß ich auch.
Unsre Seelen sind von ewig
Eins gewesen, und ich liebe,
Liebe dich, nur dich allein!"

Und ob auch der Traum verweht, die Sehnsucht nach der Geschauten bleibt bestehen; sie erfaßt sein ganzes Sein, daß er fleht:

O stille, Herr, des Herzens Klopfen,
Das mir den Schlaf der Nächte raubt,
Von deinem Frieden einen Tropfen,
Laß tauen auf mein müdes Haupt.

Verlassen sein in wilden Kämpfen,
Es macht die Menschenseele krank:
In ihren heißen Fieberkrämpfen,
O reich ihr, Gott, den Heilungstrank!

So ist ihm das innere Ideal zu einem wirklichen geworden, mit dem er lebt. Da aber wehrt sich der Mann in ihm gegen das Traumbild, nichts will er mehr wissen von diesem Zustand des hindämmernden Gefühls:

O steig noch einmal, holder Schatten,
Aus meines Herzens Grund hinauf,
O sprich ein Wort mit lieber Stimme
Und schlag die sanften Augen auf.

Im Geiste faß' ich deine Rechte,
Streif' aus der Stirn dein weiches Haar

Und küsse dir mit scheuen Lippen
Das süße, reine Augenpaar.

Dann schließen langsam sich die Lider,
Das Kinderantlitz, es wird bleich —
Versinke nun, du teure Seele,
In meines Herzens Schattenreich.

Ein Grab ist jedes Menschen Seele
Viel teure Tote schließt es ein,
Darin auch sollst, erträumte Liebe,
Für immer du bestattet sein.

Ein kurzes Schluchzen in das Dunkel
Von meinen bleichen Lippen flieht,
Dann leg' ich stumm zu deinen Häupten
Als Totenopfer dieses Lied.

II. Buch. Liebe. Da aber wird das Geträumte zum Erträumten. Er begegnet einem Weibe, — sie ist es, die er im Traume geschaut. Nun mag er seinem Herzen ein noch so eindringliches „still" zurufen:

Still, Herz — still!
Gäbst du voll des Liebemutes
Hin den letzten Tropfen Blutes,
Jeden Atemzug des Lebens,
Alles, alles wär' vergebens.
Deiner letzten Liebe Blühn
Gleicht dem Abendsonnenglühn.

Still, Herz — still!
Nacht des Lebens näher schreitet;
Her vom Ost ihr Schatten gleitet,
Deckt nun schon die regungslose,
Meiner Hoffnung letzte Rose,
Und es sinkt das ganze Sein
In den fahlen Dämmerschein.

Still, Herz — still!
Nichts dir hilft die wilde Klage,

Um des Lichts verlorne Tage!
Laß den Kummer, laß die Sorgen:
Dort im Osten glimmt verborgen
Neuen Lebens Morgenstern
Und der Aufgang ist nicht fern —
Still, Herz — still!

seine in Schlaf gewiegten Gefühle erwachen alle wieder. Die begrabene Liebe bricht im Licht des Maien als blühende Rose hervor; er vermag sie nicht zu vertreiben:

Und bannt' ich sie bis zu den Sternen,
Sie duldete nimmer die Qual
Und käme hinab von den Himmeln
Zu mir als ein leuchtender Strahl.

Wie das Herz nach der langen Entbehrung aufjauchzt in seligem Glück:

Die Brust von Glück so voll,
Ich möchte jauchzen toll —
O, stürmisches Blut!
Lenzeszeit, Wonnezeit,
Wachsende Glut!

Ob in mir Liebe blüht?
Ob mir der Mai durchglüht
Die sehnende Brust?
Maienzeit, Liebeszeit,
Alles ist Lust!

Mein Arm ist kraftgeschwellt,
Ich zwinge dich, Blütenwelt,
Du sonniges Sein!
Liebesglück, Maienglück,
Alles ist mein!

Aber wehe, sie ist nicht mehr frei, sie ist das Weib eines andern. Wohl leidet sie schwer unter dem aufge=

zwungenen Bunde, schwerer noch, da ihr Herz dem fremden Manne entgegenfliegt, — aber sie ist Mutter. Und ob sie nun auch fühlen, daß sie sich ganz angehören, daß sie für einander geschaffen sind, sie müssen scheiden. Ist es ein Trost beim ewigen Abschied, wenn sie sich sagen können:

Es ist dein tiefstes, tiefstes Sein
So ganz in mich gegangen ein,
Daß wir uns wohl einmal noch trennen,
Doch nimmermehr vergessen können.

Und suchtest du den fernsten Ort
Es zöge mit mein Liebeswort,
Und deiner Augen sanftes Leuchten
Sich müßt' in banger Sehnsucht feuchten.

Und ging' ich noch so weit von dir
Die Liebe flöge doch mit mir
Und sänge Tag und Nacht die leisen,
Geliebten, unvergessnen Weisen.

III. Buch: Schmerz. Nun bricht aus ihm der Schmerz hervor, der sich bis zur Verzweiflung steigert.

O Lied von der Liebe, das die Menschen berauscht,
Ich hab' dir mit zitterndem Herzen gelauscht,
Bei Tag und bei Nacht um das Haupt es mir klang,
Als grüße vom Himmel der Engel Gesang.

Es rauschten die Winde das Märchen mir zu
Von seligem Frieden, von Glück und von Ruh,
Die Sonne des Winters hat lenzlich geglüht
Und lieblich erhellt mir das tiefste Gemüt — —

Vorüber der Frühling, das Märchen verhallt,
Es weht durch die Seele so winterlich kalt.
Die klingende Saite des Jubels zersprang,
Das Lied als ein klagendes Seufzen verklang.

Aber auch jetzt erwacht wieder der Mannesstolz, der sich verachten müßte, wenn er schwach wäre, und er bekämpft und unterdrückt seine Leidenschaft wie seinen Schmerz.

IV. Buch Dem Licht entgegen. Es ist zehn Jahre später. Noch einmal zieht sein ganzes Leben vor seinem Geiste vorüber; die Freuden und Leiden des Kindes, des Jünglings, und jenes stärkste, als er sie liebte und ihr entsagen mußte. Es war einmal. — Jetzt:

„Der Frieden wohnt in meiner Brust,
Ich wirke still im kleinen Kreis
Der Pflicht, die mir gegeben ward,
Bis einst die letzte Stunde schlägt,
Und von dem Geiste niedergleitet
Das Gewand, das er auf Erden trug."

Jetzt ist er frei von Begehren für sich, als ruhig das ganze All betrachtender, mit den Brüdern mitfühlender Mensch.

Hier, wo der Mensch am höchsten steht, hat auch der Dichter einen Gipfel erreicht, auf dem er in der heutigen Litteratur ziemlich allein steht. Abgeklärt und ruhig wie des Betrachtenden Herz sind die herrlichen Verse, die in einzigartiger Sprache die tiefste Gedankenwelt eröffnen, und die freien Rhythmen rauschen in wunderbarem Tonfall dahin. Ich kann leider nur eine dieser Naturdichtungen, für die ich nur bei Goethe Gleiches finde, hier mitteilen.

I.

Mutter Erde neigt das blasse,
Totenblasse Antlitz nieder,
Hüllt sich in den Nebelschleier.
Ihr Gewand ist sturmzerrissen

Und es schauern ihr die Glieder.
Aus den müden Händen gleiten
Nun die letzten, welken Blätter,
Gleitet ihr die letzte Frucht.
Von der Ferne tönt des Nordes
Wilder Ruf zu ihr herüber,
Kündigt an den König Winter,
Der sich schon den Eisespanzer
Um die plumpen Glieder legt.
Schmerzlich seufzt die Leidgequälte,
Und die bleichen Lippen zittern:
„Ach, wohin, du Traum des Glücks,
Lenzestraum, bist du verschwunden?
Sonne, die mit Glut mich küßte
Wach zu wundergleichem Leben,
Warum wandtest du das Antlitz
Von der einst so heiß Geliebten?
Warum läßt du jetzt mich sterben?
Hab' ich denn nicht süße Kinder,
Blumen mit den Sternenaugen,
Dir als Liebespfand geboren?
Nicht gehegt die zarten Knospen,
Bis zu Blüten sie geworden,
Die mit frommen Kinderaugen
Jeden Morgen dich begrüßten?
Und du ließest sie verwelken,
Und nun mordest du mich auch!"
Durch die Lüfte klingt die Klage
Und es lauschen Menschenkinder,
Wintersahnung in den Herzen,
Ihrem todesdüstern Klang.

II.

Doch der hohe Weltenvater
Neigt das Haupt mit leisem Lächeln,
Denkt in seinem milden Herzen
Einen holden Lenzgedanken —
Der Gedanke wird zur That:
Aus des Morgens Purpurflammen

Steigt die Sonne, und der Himmel
Blaut in lenzesgleichem Glanz.
Lichteswogen fluten nieder,
Wärmewellen stürzen nach,
Und die letzten Blätter glühen,
Glüh'n in märchenhafter Pracht.
Und von oben flüstert's leise:
„Nicht mit Schmerzen sollst du scheiden
In das Land der Winterträume,
Du geliebte Tochter Erde!
Sauge dir in deine Seele
Dieses Tages holdes Bild!
Träumen wirst du dann vom Lenze,
Träumen von dem Auferstehn:
Wieder wird der Kuß der Sonne,
Dich zu neuer Liebe wecken,
Hüllen wirst in Brautgewande
Du den neu gebornen Leib,
Wirst dem Sang der Nachtigallen,
Liedern holder Sehnsucht lauschen,
Und mit sanften Mutterhänden
Pflegen deine lieben Kinder,
Blumen mit den Sternenaugen.
Schlummre sanft, geliebte Tochter,
Frühlingstraum in deiner Brust!"

III.

Leise gleitet Abendröte
Ueber ihre bleichen Wangen,
Flüchtig schwebt um ihre Lippen
Einmal noch ein Hoffnungslächeln,
Einmal noch sie hebt das Auge
Zu des Himmels tiefem Blau.
Und dann schließen sich die Lider,
Bleich und bleicher wird das Antlitz,
Aber auf der reinen Stirne
Leuchtet jetzt das Gotteszeichen,
Flammt die stille, feste Hoffnung
Auf die Stunde der Erlösung,

Auf den neuen jungen Lenz.
Und sie schlummert und sie träumt.
Sonntagskinder unter Menschen
Können dann in Winternächten,
Wenn der sternenklare Himmel
Stumm von oben niederschaut,
Ihres Busens Odem hören,
Und des Herzens leisen Schlag.

Daneben finden sich kleinere Naturbilder, duftig, zart und doch klar wie eine Landschaft Ruysdaels:

Es stehen die Eichen regungslos —
Mittagschweigen, heilig, groß.
Blauer Himmel, sonnigjung,
Schaut in grüne Dämmerung,
Wirft Sonnengold durchs Blätterdach;
Es gleitet nieder allgemach
Und fällt hinab auf weiches Moos —
Mittagschweigen, heilig, groß.

Ernst und doch freudig blickt er hinüber ins Jenseits; für ihn hat der Tod nichts Schreckliches, er hat ja „dem ernsten, milden Todesengel ins still leuchtende Auge geblickt.“ Mit einem Hymnus auf den allgütigen Vater schließt das Buch. —

Ein seltenes Werk; ein Werk, wie es nur ein Mann schaffen kann, in dessen Herzen alle Saiten schwingen, die jubelnder Lust, wie die verzweifelnder Klage, milden Ernstes und donnernden Eifers; ein Mann ferner, der ruhig geworden und in sich geschlossen ist. Und wie selten sind sie geworden auch unter den Dichtern, diese ganzen Männer! — Es ist einer der innigsten Wünsche, die wir dem Dichter zu seinem Feste darbringen, daß er bald die Muße finde, dieses Buch uns geben zu können. Er täuscht

sich ja ebensowenig, wie jeder Erfahrene. Einen lärmenden Erfolg wird es nicht haben, dazu ist es zu gut, zu sehr für alle Zeiten geschrieben. —

Aber der Dichter singt nicht nur das eigene Innenleben; er steht auf der Warte der Zeit und verfolgt mit kundigem Blick die Geschehnisse. Aber nie sinkt seine Gelegenheitsdichtung zur Reimerei herab, immer sind es höhere Gedanken, die ihn führen. Selbst, wenn er die Turner froh begrüßt, ist sein Wort:

„Wenn ihr nun seid vereint beim heit'ren Spiel,
Vergeßt den ernsten Sinn nicht, nicht das Ziel."

Und dieses ist Wahrung deutscher Kraft, deutschen Geistes, deutschen Fühlens.

„Bewahrt euer Deutschtum," — nicht im Sinne eines brüllenden Hurrapatrioten, sondern jenes geistige Deutschtum, das uns groß gemacht, das uns aufrecht hielt in Zeiten des Elends, das unserm Geist die Weltführung gab in Tagen äußerer Schmach, — ist das immer wiederkehrende Mahnwort, das er dem geliebten Vaterlande zuruft, so in seinem „Bismarck", der in das Wort ausklingt:

— „Rauschen hör ich's aus der Zukunft Nebelmeer,
Und ich schau den Morgen kommen, blutigrot und kampfesschwer,
Fegen durch Europas Tenne wird der Wettersturm aufs neu:
Werdet Kern und Korn, ihr Deutschen, sonst verweht ihr wie die Spreu." —

Für jene, die in der Litteraturgeschichte gern alles fein säuberlich gruppieren, wird es nicht leicht sein, Leixner in der zeitgenössischen Lyrik seinen Platz anzuweisen. Er paßt schlechterdings nirgendwo hin. Eine selbständige, in sich gefügte Natur, hat er nie einen „ismus“ mitgemacht. Das Alte kennend und deshalb nicht unterschätzend, ist er ein „Moderner“ in dem guten Sinne, daß er Herz und Gefühl für seine Zeit hat.

Leixners Lyrik ist das Schaffen eines hochgebildeten Geistes, der sich zur Klarheit durchgerungen; sie ist der Ausdruck der Gefühle eines Mannes, der sich bis ins Alter ein warmes, ja leidenschaftliches Fühlen bewahrt hat, aber auch eines Mannes, der in echter Menschenliebe die Ichsucht überwunden hat und auf hoher Warte, weit aus dem Alltagsgetriebe ragend, das Wohl der Brüder erstrebt. Er ist ein eigenartiger Geist; deshalb bedarf es bei ihm keiner Sucht, keiner Manier, um auch in seinen Werken eigenartig zu erscheinen. Diese sind der Ausfluß seines Selbst und tragen den Stempel seiner Persönlichkeit. — Bei den Gedankendichtungen wird man oft an den Alt- und Allmeister Goethe denken, aber nicht, weil man das Gefühl der Nachahmung hat, sondern weil man den Hauch des Congenialen spürt: Dieselbe Klarheit, dieselbe Schönheit, dieselbe Erhabenheit über das gewöhnliche Erdengezücht. Da wird immer eine Ähnlichkeit sein. Es sind nur wenige Spitzen, die in jene Olympierhöhe reichen, wo die Götterluft reiner Poesie weht. Und die diese Luft atmen, werden immer sich im Geiste verwandt sein.

Eigenartig wie die Lyrik, ist auch das einzige epische Gedicht, das im Druck vorliegt: „Dämmerungen.“ Schon 1880 entworfen, ist es erst 1886 erschienen. (Stuttgart, bei Adolf Bonz.)

Man kann sich von jeder „höhern Tochter“, trotzdem sie mit Wonnebeben sich an den, in jeder Beziehung „leichten“, Versen eines Julius Wolff ergötzte, eine Vorlesung darüber halten lassen, daß das Epos in der modernen Dichtung eigentlich keinen Platz mehr habe; dafür sei der Roman da. Und das Stichwort „Psychologie“, das einem in sämtlichen Tonarten, meist allerdings disharmonisch, von den übervölkerten Zweigen des heutigen Dichterwaldes entgegentönt, wird besonders herhalten müssen. Das Epos eigne sich nicht für psychologische Entwicklung.

Und doch haben wir ein psychologisches Epos, und die in Psychologie machenden „Jüngsten“ werden staunen, daß der Schöpfer dieses Werkes jener ist, über den sie so oft hergefallen sind, obwohl er ihnen wohlwollend, wie kaum einer, entgegenkam, wenn er auch manchem das künstlich verwilderte Haar zauste.

Dieses psychologische Epos, man darf sagen, d a s

psychologische Epos der Gegenwart, ist die Dichtung „Dämmerungen.“ Sie ist das psychologische Epos für jene Tausende, die müde der genußsüchtigen Hetzjagd unserer Tage, mattgehetzt von einem öden Materialismus, lechzend nach Nahrung verlangen für ihr liebebedürftiges Herz. — Der es schrieb, hat gerungen wie sie; aber, was nur wenigen gelang, hat er erreicht, — er hat sich durchgerungen. Den Weg, den er gegangen, schildert er uns in seinem Werke. Aber als echter Dichter giebt er weder ein Lehrgedicht, noch ein Tagebuch. Von der Schilderung der eigenen Herzensstimmung erhebt er sich zur Weltbetrachtung, und das eigene Innenerlebnis, das „wie ich zur Religion der Liebe kam“, wird zum allgemein gültigen Vorbild.

Wir wenden uns nun zur eingehenden Betrachtung des Buches.

Hugo von St. Viktors schönes Wort: „Ubi caritas, ibi claritas; Wo die Liebe ist, da ist auch Klarheit“ gibt des Buches Leitgedanken. — Der Dichter ist sich wohl bewußt, keines jener Werke geschaffen zu haben, denen ein lärmender Erfolg beschieden ist. Er braucht den ernsten Leser, der in stiller Kammer seinem Sange lauscht; und der ist selten. Das einleitende Wort sagt es:

Still durch den Äther gleitet hin das Licht,
Bewegter Sonnenflammen sanfter Sproß;
Still durch die Menge wandelt das Gedicht,
Wenn's auch aus glühendheißem Herzen floß;
Es sucht der Strahl das Menschenauge nicht,
Wenn traumbefangen es die Lider schloß,
Das ernste Lied, es steht im Weltgedränge,
Doch bettelt's nimmer um die Gunst der Menge.

I. Buch. „O Jugendglaube, holdes Paradies,“ in dem keine Kämpfe das Herz beschwerten. Kräftig blühte der christliche Gottesglaube, der das ganze Weltall als das Werk des Höchsten preist, der ohne Widerstreben alle Dogmen hinnimmt. Kein Zweifel behelligte des Kindes Gemüt.:

Ich wußte nichts und Alles schien mir klar,
Weil Er in meiner Brust lebendig war;
Am Himmelszelt, auf irdischem Gelände
Fühlt' ich das Walten seiner starken Hände.
— — — — — — — — — — — — —
Und sprach ich fromm ein kindliches Gebet,
Hat meines Gottes Atem mich umweht.

Aber bald naht der Sturm. Mit der Wissenschaft erfaßt der Materialismus den strebenden Geist. Die Errungenschaften der Forschung vertragen sich nicht mit den Glaubenslehren der Kindheit. Beim Anblick des Weltenlaufs, des Schicksals, des ganzen Daseins der Menschen, denen ein dunkler Trieb das nackte Leben schenkt, der uns dann in das Nichts zurückschleudert, fragt der Dichter:

Wo soll denn finden die gerechte Schlichtung
Des Menschenlebens Jammer, Pein und Not?
O schweige Thor! Des Daseins grause Dichtung,
Sie kennt ja nur den dumpfen Kehrreim: Tod!

Immer heftiger werden der Seele Qualen beim Bewußtsein, daß alles ein „Nichts“ ist. Und bietet die Wissenschaft denn keine Lösung? — Die Wissenschaft!

Was einst als wahr der Vater ehrte,
Der Sohn als schweren Irrtum lehrte,
Wen der zum Führer sich erkor,
Der galt dem Enkel als ein Thor.

Die Wissenschaft ist keine Trösterin, und nur das Eine bleibt übrig: Genuß. Und auch ihm erscheint der Dämon, der auf eines Jeden Herzensgrunde ruht, — ein Weib, von berückender Schöne, das ihn zum wilden Sinnentaumel reißt. Aber, wie einst Faust durch den Ostergesang vor dem Giftbecher bewahrt blieb, so bringt auch hier dem Dichter der Auferstehungstag die Rettung aus den Banden des groben Sinnengenusses. Der Strom der Beter trug ihn in den Dom:

Eh ich's noch selber wußte kaum,
Stand ich im weitgewölbten Raum,
In den beschwingter Sonnenschein
Durch hohe Fenster drang herein,
Und feierlicher Orgelklang
Vom Chor sich in die Höhe schwang.

Der Kindheit holdes Friedensbild taucht vor seinem Geiste auf, und die herrliche Musik trägt ihn in eine Welt, wo ihm wohl wird, wie seit lange nicht.

Ich war zu Haus — der Mutter Bild
Mich grüßte wieder gut und mild
Und sah das Kind so freundlich an,
Wie sie vor Jahren es gethan,
Wenn ich in kindlich kleinem Harm
Geflüchtet mich in ihren Arm.
— — — — — — — — — — — —
Von Friedensahnung heiß durchweht,
Ward all mein Denken zum Gebet:
„O Dienst des Schönen, mach mich gut,
Befrei mich von der wilden Glut,
Und du, erhabne, reine Kunst,
Erheb mich über all den Dunst,
Daß meiner Seele kommen mag
Ein froher Auferstehungstag.“

So ist denn die Kunst, „des menschlichen Geistes hellstrahlende, liebliche Blüte," scheinbar die Retterin geworden. Beim Anblick der herrlichen Werke der Bildner. vom Wohllaut der Töne erfaßt, „glaubt' ich von Menschengeschicks schmerzender Last mich erlöst." Aber die Enttäuschung bleibt nicht aus:

Donnernd stürzte hinab in das Chaos die Welt der Erscheinung,
Und in erschütterndem Ernst stand nun das Leben vor mir.

Er sieht die quälende Not der Menschheit, die den Greis nicht schont und nicht das Kind. Und dann die soziale Kluft — hier das Elend, dort „schwelgerisch der Genießenden Schar an den Tischen des Lebens." Und wehe!

— um die Schwelger sich drängten mit buhlenden Augen die Künste,
Und das Erhabene selbst frohnte dem hohlen Genuß.

Da verliert die Kunst die befreiende Kraft; sie deckt nicht den ewigen Gott, nicht das ewige Nichts.

Wieder steht die Seele ratlos da. Kein Ausweg, kein Licht in der finstern Nacht! Oder doch? — Wenn Leben leiden ist, so hat der Mensch doch ein Gut: er vermag dieses Leben zu enden, „den wahrhaft Einen herbeizurufen, — den Tod." Und es ist eine finstere Nacht, der Sturm heult und der Donner brüllt, da steht der Jüngling im finstern Gemach, die kalte Waffe an der Schläfe: „Vielleicht ein Schrei, und alles ist vorbei." Da ein Blitz — die Waffe entsinkt der Hand des Verzweifelnden —

Ich hatt' geschaut beim Blitzeslicht
Das Angesicht

Der Frau, die mich gebar mit Schmerzen,
Mich treu gepflegt an ihrem Herzen
Und deren Leben immerdar
Nur Liebe war.

Die Mutter hat ihrem Kind zum zweitenmal das Leben geschenkt.

Ein schweres Fieber kettet ihn lange ans Krankenlager. Als er erwacht, ist der Lenz eingezogen. Die Gnomen und Bergmännlein huschen durch die Welt, der Erde ihr Königskleid mit den Sternenblumen anzulegen. Im kranken Herzen beginnt selige Hoffnung zu keimen. Da ist vielleicht Rettung.

Natur! An deiner Brust die Wunden
Des Herzens wieder mir gesunden,
O nimm du, mild und wohlgesinnt,
In weichen Arm dein banges Kind.

Und er zieht hin, wo die Natur am gewaltigsten und eindringlichsten redet, in die himmelragende Alpenwelt. Denn fort treibt es ihn in die Einsamkeit, wo kein Traum ihn mehr betrügt, kein Menschenlächeln ihn belügt. Aber in der Einsamkeit vereinsamt auch das Herz; die einzige Hilfe, die die starre Herrlichkeit der Natur bringt, ist, daß das eigene Herz dumpfer Starrheit anheimfällt. Da aber wird es furchtbar geweckt: (Ich kann mir nicht versagen, das herrliche Naturbild ausführlich zu bringen).

Oben im düstern Tann
Saß der Sturm und schwieg und sann.
Stumm das mächtige Haupt er streckte,
Sah die Wolke, die sich schläfrig reckte,

Und am Himmel ihre Genossen
Wache halten unverdrossen.
Er atmete tief.
Es erwachte der Wald, der leise schlief,
Die Lüfte die Kunde weiter säuselten,
Erbebend die Wellen sich kräuselten,
Und Schauer die Felsen überlief. — — —
Und wieder ringsum
Ward es stumm
Und bald
Stand still der Wald.
Aufsprang der Sturm in entfesseltem Grimme,
Zum Kampfe gewappnet, ein wütender Held,
Und sandte den Streitruf mit gellender Stimme
Hinaus in die ängstlich erbebende Welt.
Den trugen dann weiter die zitternden Lüfte,
Sie stürzten hinab in die gähnenden Klüfte,
Und sprangen noch schneller als flüchtige Blitze
Vom Thale hinauf zu der felsigen Spitze
Und wieder hinunter zur lauschenden Flut,
Die lang schon ahnte Sturmes Wut.
Mit einem Satz der Wilde sprang
Aus dunklem Forst zum Felsenhang,
Lautheulend seinen Schlachtgesang
Er sich von da zur Höhe schwang.
Ihn schreckte nicht der Wolken Grollen
Der Donner ungestümes Rollen,
Es traf ihn nicht die Flammenwehre
Der scharfgezackten Blitzesspeere —
Und sausend stürzte er hinein
In seiner Feinde dunkle Reih'n,
Daß feig vor ihm davon sie flogen,
Zerschlissen von der Walstatt zogen,
Bis herniedersah aufs neue
Himmelsbläue.

Hei, wie ich dich liebe, herrlicher Sturm! Dir gleicht mein Herz! Auch du bist Weltenhasser. So säume nicht länger, du Tausendhändiger, zerschmettre den

Bau der Welt und schleudre die zerstückten Glieder ins Flammengrab der Erde nieder! — —

Und wieder saß der Sturm im Tann
Und schwieg — und sann.

Aber drunten der See bäumt sich jetzt auf, schmerzdurchwühlt von des Sturmes Peitschenschlägen. Wehe, wer jetzt den Fluten naht! Und siehe, da ringt ein schwaches Boot den Kampf mit den grausen Wellen. Ein Mann und ein Weib sind die Kämpfer. — Wird der Beschauer am Ufer helfen? — Sein Herz bebt, als gälte es das eigene Leben.

Doch plötzlich wieder ward inwendig
Der alte finst're Haß lebendig,
Ein Lächeln um den Mund mir flog
Und wilde Lust ins Herz mir zog.

Die Elemente siegen. Zwei junge Menschenleben liegen in der Tiefe begraben. Jetzt endlich erwacht aus langem Schlaf das starre Herz, und den Augen entströmen heiße Thränen.

Doch still, so wie der Sterne Chor
Am Abendhimmel, stieg empor
In mir der Liebe leises Mahnen
Und neuen Lebens holdes Ahnen.
Was mir das Herz so lang beengt,
Des Hasses Kette war gesprengt,
Verzehrt von ungekannten Flammen
Brach aller Trotz in mir zusammen.

Ihm ist, als sei seine Seele aus der Nacht des Irrtums erwacht und atme nun den Sonnenschein der Wahrheit. Eine ernste Stimme spricht auf sein Herz

ein: Bis jetzt hast du nur dir gelebt, dir suchtest du Glück und Liebe, dir allein alles, bis für Welt und Gott nur Haß und Spott übrig blieb. Weil du nicht fremdes Leid hülfbereit tragen halfst, stehst du allein und lebst dir selbst zur Qual

Wer sich nur lebt, vom Bösen stammt,
Verblendet selber sich verdammt,
Und türmt er auch sein Glück empor
Bis zu der Sonne gold'nem Thor,
Vorm Hauch des Schicksals bricht's entzwei
Und ist vorbei.

In dem Herzen, das die Reuethränen befruchten, blüht empor die Blume der Liebe. Jetzt ist in ihm Christus lebendig geworden, und am Wegkreuz kniet er demütig zum Gebete nieder:

O Geist, dem alles Sein entsprossen,
Du Quell, aus dem die Geister flossen,
Es strebt in unnennbarem Sehnen
Ein Menschenherz auf Erden hier
Voll Kindesliebe, Herr, zu dir
Und bringt als Opfer seine Thränen.

Es war von Selbstsucht, Haß verblendet,
Von dir, der Liebe Quell, gewendet,
O heb's zu dir mit starken Armen,
Daß, von dem Dienst des Scheins befreit,
Es sei der Liebe nur geweiht
Und voll von göttlichem Erbarmen.

Laß aus der Ahnung sich gestalten
Des klaren Wissens frohes Walten,
Daß rein in ihm mein Herz sich bade,
Umflammt von heller Wahrheit Licht
Laß schauen mich dein Angesicht,
O Gott der Liebe, Gott der Gnade!"

Da ist der Gott zur sehnenden Seele gekommen.

II. Buch. Das Herz voll Liebe, steigt er wieder hinab zu den Menschen und bringt ihnen, was er hat — Liebe. Die Ärmsten der Armen sucht er auf. — Was er allda gesehen, schildert der Dichter in diesem Buche. —

Es haben unsere „Jungen" so oft mit ihren sozialen Gedichten geprahlt und sie als ihr ausschließlichstes Gebiet in Anspruch genommen. Ich stehe nicht an, den hier vereinigten „sozialen" Gedichten eines „Alten" die Palme zuzusprechen. Wohl nimmt unser Dichter den Mund nicht so voll und donnert nicht rasende Phrasen von Unterdrückung, Haß, Elend und Kampf. Aber wahr sind diese Lieder; man merkt, daß der Dichter mit den Armen fühlt, sie versteht, sie vor allem auch kennt, während man bei so manchem der jungen Heuler die Empfindung nicht los wird, wie diesen mürben Schreiberknochen die Feder entfiele, wenn eine schwielige Arbeitshand sie drückte. —

Wir sehen den Fabrikarbeiter im Walde, der den sonngebräunten Holzhauer um sein Dasein in der freien Gottesnatur beneidet. Dann das Lied vom arbeitslosen Proletarier, dessen Kehrreim

„Es hungert mein Kind, es hungert mein Weib,
Mir bebt das Herz im Leib."

in seiner Wucht einschneidet, wie die Eisenzangen der Not, die den Armen umklammern.

Die Lieder von der Näherin, die Tag und Nacht im grauen Winter arbeitete, jetzt, wo die Frühlingssonne auch in ihr Kämmerlein scheint, sich draußen in der Lenzespracht einen freien Nachmittag gönnen will. Aber

ihr Frühling ist der Tod. — Nur das in seiner Einfachheit erschütternde Schlußlied sei mitgeteilt.

Beim Vater und der Mutter nicht
Sargt man sie ein,
Ein still Gebet der Priester spricht
Und er allein.

Kein Strauß von lieber Menschenhand
Hat sie geschmückt,
Kein Blumenkranz mit weißem Band
Den Sarg gedrückt.

Auf dieses Grab kein Menschenkind
Mit Thränen schaut,
Und nur der Himmel mildgesinnt
Es übertaut.

Wehe um die Arme, deren Lenzesgast der finstere Tod ist, aber ärmer ist doch die andre, die noch ein Kind, in finstern Gassen des vorübergehenden Mannes lauert und ihm die Kinderhand mit dem Lächeln des ausgewachsenen Lasters entgegenstreckt. — Ist hier das Laster verschämt, so geht es als „geduldete Dirne“ in Sammet und Seide rauschend durch die Straßen.

Ein anderes Bild. In dumpfer Schenke; um den Tisch arbeitsmüde Männer, vor ihnen das gefüllte Glas. Einer redet auf sie ein, ein Trunkenbold, den das eigene Laster zu Grunde richtete, der aber eine Macht besitzt, — er kann hassen, und eine andere, — er kann reden. Und er redet hirnlos, sinnlos, aber haßdurchglüht mit aufrührerischer Gewalt. Und die Männer, die ihm lauschen .!? Sie haben nie urteilen gelernt, sie urteilen auch jetzt nicht. — Wird der eine, dem sein gesundes Gefühl das Richtige zeigt, der dem Wühler entgegentritt, siegen? —

Nun das gräßlichste „in der Hölle." Ein Kellerraum. O, das Elend ist ein guter Quartiermacher für das Laster. Hier ist dieses in seiner scheußlichsten Gestalt eingekehrt. — Und doch ein Lichtblick! Nicht von der Sonne, die kommt nicht hierher; aber die Sonne der Mutterliebe leuchtet auch noch im finstersten Keller! —

III. Buch. Der glühende Mystiker, Meister Eckart, sagt in seinem Buche „von der Seele Eigenschaften" das trostreiche Wort: „Je mehr die Seele erkennet, um so mehr sie liebet." Das Wort bewährt auch hier seine Wahrheit.

„Gehetzt, so wie der Hirsch von Hunden,
Zerquält das Herz von tiefen Wunden,

kehrt der Wanderer von seiner Fahrt durchs Elend zurück. Um ihn ist wieder finstre Nacht geworden; selbst die Liebe liegt ermattet. Und wieder dringen die Stimmen der Dämmerungen auf ihn ein, nur der Haß lebe wahrhaft, nur einer sei Retter — der Tod. Und jetzt scheint selbst Christus keinen Trost zu bieten. Wird nicht auch er einst richten und verdammen?! — Da aber, als die Seele in banger Not nach Hülfe ruft, fühlt sie, daß etwas Göttliches ihr nahet, unsichtbar wohl, doch wahr Und Christus redet:

Nein, ich hasse nicht.
Der Geist, aus dem wir alle flossen,
Die je der Sonne Licht genossen,
Der kennt nicht Haß und wilden Zorn,
Er ist allein der Liebe Born.

Du hast bei deinem Wandern nur das Leid, das sich vordrängende Elend, den lauten Haß gesehen, dabei

die stille Liebe nicht bemerkt. — Und jetzt sieht die von irdischen Schranken befreite Seele das ewige Walten der Liebe, die still durch die Zeiten ging und segnete, wo andere fluchten. Und dann sieht der Geist der Zukunft unbegrenztes Reich.

In den Geistern tief inwendig
Die Gottessehnsucht blieb lebendig,
Aus der von neuem hell und klar
Die große Liebe sich gebar.
Sie kämpfte mit der Sünde Tod,
Mit Menschenschuld und Menschennot,
Sie brach der letzten Knechte Ketten,
Um sie dem Gottesreich zu retten,
Macht aus der Selbstsucht Tyrannei
Der Glückverwöhnten Seele frei
Und löschte in der Armen Haus
Des Hasses Höllengluten aus.

Und wird denn nimmer auf Erden der Himmel zur Wahrheit? — Nein! das Leid wohnt im Menschengeist, der im Körper gefesselt liegt. Es ist Lehrer der Menschheit geworden, denn es zwang den Geist zur *rastlosen* Thätigkeit. Aber dennoch

Das Heimweh nach dem lichten Stern,
Die Gottessehnsucht ist der Kern.

Nimmer stirbt sie; und bricht auch alles zusammen, unsterblich ist auch er, der die Gottessehnsucht bewahrt, der Menschengeist.

Ob er als Knecht auf Erden schreitet,
Ob Purpur um die Glieder breitet,
Ob er im engsten Kreis sich regt,
Ob stolz der Zeiten Weisheit trägt,
Ob nach der Tugend Palme ringt,

Zu dumpfem Tier herniedersinkt:
Dem ewigen Vater sind sie Eins,
Verflucht ist von den Kindern keins.

Nur die Menschen selbst pflanzen Haß, sie, die nur sich selbst dienen, die ichsüchtig sind. Denn an den Enkeln rächt sich der Ahnen Schuld. Aber der Trost bleibt, daß der Vater alle Verirrten auf seinen Wegen zum Heile führt. —

So kam der Seele im Dunkel der Nacht das klare Licht der Religion der Liebe. — Und als jetzt die Sonne strahlend hervorbricht, ein neuer Tag das Dunkel verdrängt, da sinkt der ans Ziel gelangte Wanderer nieder und betet:

Daß allen Brüdern kommen mag,
Der Geisterauferstehungstag,
Wo sich der Liebe Reich entrungen
Dem dunkeln Schoß der Dämmerungen. — — —

Es ist ja sehr traurig, aber dem Kenner eine nur allzu bekannte Thatsache, daß die Leser, die ein derartiges Buch finden, bald gezählt sind. Da nützt die höchste dichterische Schönheit nichts. Ein solches Buch kitzelt nicht und regt nicht auf. Was soll es da dem großen Teil des Publikums? Ob es einmal besser wird? — Sicher! Ob bald? — Ein Trost bleibt jedenfalls dem nicht nach dem Tageserfolg strebenden Dichter. Leixner hat ihn sich selbst zugesprochen in der zweiten Strophe des einleitenden Gedichts:

Ein Sonnenbote bleibt der lichte Strahl,
Auch wenn er ungeschaut ins All verklang,
Auch übertönt von tollem Bacchanal,
Ein Lichtesbote bleibt der ernste Sang,

Wenn ihn erschuf der Dichter ohne Wahl,
Gehorchend seines Gottes mildem Zwang,
Aus dessen Geist die Lichtgedanken fließen,
Sich in das Herz der Menschheit zu ergießen.

Möge unser Volk bald so weit sein, daß es solche Lichtesboten mit Freuden willkommen heißt.

An belletristischen Werken liegen drei Bände Novellen und ein Roman vor (sämtlich im Verlag von Otto Janke erschienen), und kann man noch eine große Anzahl der kleinen Skizzen dazu rechnen, die in den Sammelbänden „Randbemerkungen eines Einsiedlers," „Herbstfäden" und „Deutsche Worte" (alle drei bei Janke) sich finden.

Schon anfangs der siebziger Jahre entstanden, 1878 zuerst in Buchform erschienen, sind die Novellen „die Adja" und „die Eumenide," die mit drei weiteren vereinigt 1886 in zweiter Auflage unter dem Titel „Blitz und Stern" herauskamen. Wie ein echter Natursohn der Pußta von heftiger Liebe für eine schöne Pariserin erfaßt wird, die ihn als Spielzeug ihrer launenhaften Koketterie an sich zieht, und nachher, als er durch sie ein berühmter Künstler geworden, von sich stößt, erzählt die erste Novelle in ergreifender Weise. Packend ist, wie der Zigeuner, obwohl er in ihr eine Adja sieht, eines jener bezaubernden Wesen, die alles haben, nur kein Herz, ihrer Schönheit doch nicht widerstehen kann. Er geht an seiner Liebe zu Grunde; ihm ist sie ja kein Spielzeug. — Die „Eumenide" behandelt in scharf zugreifender Weise den Vorwurf, wie einem Kaufmannssohn, der wider des

Vaters Willen sich dem Künstlerberufe widmet, die eigene Kunst zur furchtbaren Eumenide wird. Der Vater ist unausgesöhnt mit ihm gestorben, und als ihn auch die Liebe betrügt, bricht das Unheil über ihn herein. Das Bild der eigenen Hand, das die Furie in der ganzen Grausamkeit darstellt, wie sie des Künstlers Herz zerfleischt, begräbt ihn unter seiner Last, als der Schöpfer mit grimmiger Hand sein Werk zerschmettert. — Ein düsteres Gemälde, dessen dunkel glühende Farben nur zuweilen von flackernden Blitzen überflammt werden. — Die dritte Geschichte, „Die Falle Hymens", ist eine jener gemütvollen Erzählungen, die Leixners Stärke sind. Voll gediegener Lebenserfahrung liegt eine sonnige Heiterkeit über ihnen, und die Herzenswärme, mit der sie geschrieben sind, erfaßt den Leser. Die „Falle Hymens," in die der blasierte, lebensmüde Theodor geräth, ist eine unverdorbene, reine Mädchennatur, an deren gesundem Herzen der Liebende selbst genest. — Kürzer sind die beiden folgenden Erzählungen „Das Vermächtnis" und „Der Abt." In beiden alte Männer, die das Schicksal mit schweren Schlägen traf, in deren Herz oft hohe Wogen schlugen, bevor es dann ruhig und friedlich wurde wie die See an stillen Sommernachmittagen. Der eine ist Kinderfreund geworden, der andere ist heute Klosterabt; aber weit über die engen Mauern hinaus schlägt sein Herz in geläuterter Liebe für die Menschheit.

Die Hauptnovelle des zweiten 1882 erschienenen Bandes ist „Die beiden Marien", die Geschichte eines Paares, das sich auf dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" gefunden, das aber doch für einander geschaffen

ist. Aber sie finden sich erst nicht, weil sie dazwischen steht, die erste Marie, bis das Schicksal den Mann die zweite Marie in ihrem vollen Wert erkennen läßt. — „Memento vivere.“ Amand hat sich ins Kloster geflüchtet, weil die eigene Herzensschuld, die er auf sich geladen, ihm in der Welt keine Ruhe ließ. Sein Vater hat als alter Mann zum zweitenmal geheiratet, der Sohn ist in Liebe entbrannt zur jungen Stiefmutter. In einer Nacht, als der Vater krank mit dem Tode rang, hat er sie ihr gestanden. Dann jagte ihn die Sünde jahrelang durch die Welt, zuletzt ins Kloster. Aber er kann nicht sterben, ihm fehlt der Glaube an die Gottgefälligkeit seines Opfers. Und er entflieht dem Kloster, kehrt zum Heimatschloß, holt sich die Verzeihung der zur Witwe gewordenen Stiefmutter und findet Glück und Erlösung in Thaten selbstloser Liebe. Neben dem hohen ethischen Gehalt der Erzählung verdient die ergreifende Schilderung der Klosterzeremonien vollsten Beifall. — Das letzte Stück des Bandes ist ein Märchen vom Prinzen, der ausging, sich die rechte Gattin zu suchen. Er findet sie als Spielmann in einer Prinzessin, die dem vermeintlich Armen folgt. So hat er sich und seinem Reiche „Prinzessin Sonnenscheinchen“ erworben.

Das umfangreichste und bedeutendste belletristische Werk Leixners ist „Das Apostelchen. Eine stille Geschichte.“ Solche Werke sind schwer zu analysieren. Ihr eigenartiger Zauber liegt nicht im Inhalt, sondern in der Darstellungsweise. Der Inhalt des vorliegenden Buches ist in kurzen Worten die Entwicklung eines Muttersöhnchens zum Manne. Unter den deutschen Romanen nimmt

dieses Buch einen ganz eigenartigen Platz ein. Es gehört zu den, an und für sich nicht sehr zahlreichen, humoristischen Romanen. Aber man müßte schon auf Jean Paul zurückgehen, um das Verwandte zu finden. Nur daß Leixner mehr bei der Stange bleibt, als der Verfasser des „Siebenkäs", sich auch nicht so leicht in Phantastereien einläßt, wie jener im „Hesperus" oder „Titan". Von den Heutigen steht ihm der tiefgründige Wilhelm Raabe am nächsten. Aber der Verfasser der Geschichten aus der Sperlingsgasse ist doch seines Humors bewußter, er ist — das Wort hat hier für Raabe's beste Werke keine schlechte Bedeutung — manirierter als Leixner. Hier ist alles viel selbstverständlicher, einfacher, kindlicher, naiver. Das Apostelchen ist eine stille Natur, mit großem Herzens- und Geistesreichtum, aber zu still für die Welt. Darum lebt er nur in sich und aus sich heraus. Und doch soll er werden und wird auch ein brauchbarer Weltmann. — Du hast dich im stillen Buchenwald niedergelegt; durch die grünen Kronen verirrt sich bisweilen ein Sonnenstrahl bis zu dir, der du am Rand einer Quelle ruhst. Es ist so still, du könntest das Gras wachsen hören, wenn nicht das leise Wassermurmeln an deiner Seite dich fesselte. Und nun schaust du zu, wie das Bächlein herunterfließt, ruhig und sicher seinem Ziel, dem großen Bach drunten, zu. Ein frühwelkes Blatt fällt hinein, — es fließt ruhig weiter; ein Vogel trinkt daraus — es fließt weiter. Aber jetzt! Ein großer Stein liegt mitten im Bette. Jetzt schäumt das Bächlein, ja es giebt sogar Wogen und Gischt, als gälte es ein unüberwindliches Hindernis. Und siehe, plötzlich ist es drüben, es weiß nicht wie, und fließt seinen

Weg weiter, ruhig und sicher, dem Ziel entgegen. — So ist diese „stille“ Geschichte.

Dasselbe reiche Gemüt, dieselbe sonnenklare Stimmung weisen die unter dem Titel „Aus vier Dimensionen“ (1889) vereinigten „Humoresken“ auf. Unter Humoresken verstehe man ja nicht, was gewöhnlich so heißt. Man wird bei all diesen Geschichten nie laut auflachen, von eindringlicher Situationskomik keine Spur. Aber ein stillzufriedenes Lächeln wird nicht von den Lippen weichen, und dem gehetzten Weltmenschen wird so wohl, wie wenn an klarem Januartage die Sonne warme Strahlen in die winterkalte Stube sendet. — Denselben Zauber üben die zahlreichen Skizzen in den drei obengenannten Sammelbänden aus. Manche von ihnen sind Werke eines „lächelnden“ Philosophen, nicht wie jener Spötter überlegen lachend, sondern liebevoll, mild, weil er weiß, wie leicht diese sich abhetzenden Menschen glücklich werden könnten, fänden sie die Formel, sich zu bescheiden; verständen sie mit offenem Auge zu schauen, daß, wenn sie auch oft sagen müssen: „nichts für mich“, sie bei unendlich vielem sagen können: „alles für mich“. —

Es ist seltsam, daß diese Bücher die Verbreitung nicht gefunden haben, die sie verdienen, obwohl ihre Art so sehr dem Kern des deutschen Wesens entspricht. Hoffentlich wird durch diese Zeilen mancher bewegt, zu ihnen zu greifen; er wird es nie bereuen.

* * *

Wir sind mit den Werken, die hauptsächlich ihres poetischen Gehalts wegen unsere Teilnahme fordern, zu

Ende und wenden uns jenen zu, deren Tendenz trotz der poetischen Form eine mehr ethische ist: Satiren, Fabeln und Sprüche.

Kurz erwähnt seien noch vorher einige dramatische Gelegenheitsdichtungen. Das siegreiche Jahr 1870 feierte ein von warmem Patriotismus erfülltes Festspiel „Deutschlands Auferstehen"; während zwei andere Stücke: „Die bildenden Künste" und „Phantasus", zu Künstlerfesten geschrieben wurden. —

Nach seiner ganzen Persönlichkeit wird man von Leixner keine Gift und Galle speienden Abhandlungen erwarten. Hier tritt die andere Seite des Humors hervor, die über die Thorheiten der Nebenmenschen herzlich lacht, aber dadurch dem Getroffenen nicht unheilbare Wunden schlägt. — Durchweg ernst gehalten ist „2086 oder das Weltalter der Gleichheit", leider die einzige erschienene der, unter dem Gesamttitel „Im Hohlspiegel" geplanten Satiren. (Frankfurt, C. Koenitzer's Verlag.) Sie gehört zu jenen Zukunftsbüchern, wie sie Bellamys „Rückblick" in großer Anzahl hervorgerufen hat. Die Schrift ist ein wirksamer Protest gegen die einseitige Ausbildung des Verstandes, auf Kosten des Gemütes und des Körpers.

Fröhlicher, oft von schreiender Komik, sind die beiden, die Oberflächlichkeit unserer Tage geißelnden, „Anleitung, in sechszig Minuten ein Witzkopf zu werden" (Otto Janke, 2. Aufl., 1889) und „Anleitung, in sechszig Minuten Kunstkenner zu werden" (1879, 4. Aufl. 1887, Berlin, J. Guttentag). Mit feierlichem Ernst werden die un-

sinnigen Lehren vorgetragen und durch drastische Beispiele erläutert.

Leixners „Fabeln" finden sich in den drei mehrmals erwähnten Sammlungen „Randbemerkungen" u. s. w. Sie erfüllen in vollem Maße, was die Fabel bieten soll; Anschaulichkeit und Klarheit der zu Grunde liegenden Lehre. Wir meinen, diese Fabeln müßten vor allem von den Zusammenstellern unserer Schullesebücher beachtet werden; denn sie sind aus dem heutigen Leben geschöpft und enthalten dafür beherzigenswerte Lehren.

Am bekanntesten ist Leixner wohl als Spruchdichter. Leider weniger aus den beiden Sammlungen selbst, als von den Zettelchen der Abreißkalender her, deren Zusammensteller seine Werke nach Kräften plündern. Über die Werke „Aus der Vogelschau" (Berlin, Lüstenöder 1890), enthält die Sprüche in Versen, und „Aus meinem Zettelkasten" (Berlin, Verein der Bücherfreunde 1896), fast ausschließlich Sprüche in Prosa, noch Worte der Anerkennung sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Auch die Gegner der Weltanschauung Leixners haben zugegeben, daß die beiden Bücher eine unerschöpfliche Fülle echter Lebensweisheit in schlackenlosem Golde darbieten. Wir aber können nur jedem wünschen: „Nimm die beiden Bücher und mache sie zu deinem Hausbrevier, du wirst in jeder Lebenslage etwas finden, was dich stärkt, in jeder Stunde etwas, was dich erhebt."

Die ethischen Werke! — Der Leser braucht nicht zu erschrecken. Die sonst nur zu oft berechtigte Scheu vor deutschen Werken philosophischen Inhalts ist hier nicht am Platze. Dazu ist Leixner zu sehr Dichter, zu sehr Volksmann. Andererseits ist er zu wissenschaftlich, um gemeinverständlich mit oberflächlich zu verwechseln. Dann sind diese Werke von einer wohlthuenden Wärme. Der Verfasser schreibt mit dem Herzen, nicht nur mit dem Verstande; er will überzeugen, nicht überreden.

Das bedeutendste dieser Werke ist „Das Andachtsbuch eines Weltmanns". Zwei Bücher Betrachtungen. (Berlin, Lüstenöder 1884.) Es enthält im Grundriß die Weltanschauung Leixners, ist das objektiv wissenschaftliche Seitenstück zu den subjektiven „Dämmerungen." — Wir geben im folgenden den Gedankengang des Werkes. Das erste Buch behandelt das Leben ohne Gott; das erste Kapitel untersucht, „wie wir den Gottesglauben verloren".

Dem Menschen ist die Sehnsucht nach etwas, das ihn stützt und erhebt zugleich, angeboren; sie ist in gewisser Hinsicht dasselbe wie das Streben nach Glück. Nur daß dieser Begriff „Glück" meist die falsche Vorstellung in sich eingeschlossen hat, daß es außerhalb des Menschen

sei. Und nicht nur die Verschiedenheit der einzelnen Individuen, auch die Zeitverhältnisse bringen es mit sich, daß der Begriff von Glück ein mehr oder weniger äußerlicher ist.

Die Gegenwart ist die Erbin der Vergangenheit. Wir Heutigen haben von unsern Vorfahren neben vielen kostbaren Schätzen viel geerbt, was nur gleißend, ja was verderblich war. Seit einem Jahrhundert etwa hatten Lebensgier und Selbstsucht stetig zugenommen, „das Leben des Staats und der Kirche vergiftet, Dichtung und Kunst entwürdigt, das Wissen gefälscht.“ Diese Selbstsucht riß eine Kluft zwischen Reichen und Besitzlosen und entfachte den Haß dieser. Dazu half nun die Wissenschaft des Materialismus, die nichts gelten ließ, was nicht greifbar wahr, die selbst hochmütig aus Halbwahrheiten ein System aufbaute, das für Millionen zum Lebensdogma wurde. Diese Wissenschaft hatte natürlich keinen Platz für die sinnlich nicht wahrnehmbare Beziehung des Menschengeistes zu seinem Urquell, zu Gott. Damit vereint war, durch die Leugnung alles Geistigen bedingt, die Verneinung der sittlichen Verantwortlichkeit. Dem neuen Glauben gemäß „wurden schrankenlose Selbstsucht und die Begier nach äußeren Erfolgen und Genüssen die Hebel des privaten und öffentlichen Lebens.“ Die Phrase vom „selbstherrlichen Menschengeist“, als einzig bestimmender Macht, wurde immer mehr das Leitwort großer Massen.

Die Erfüllung dieses Grundsatzes schrankenlosen Genusses mußte die Bande lockern, die bisher als heilig gegolten, sie wirkte vor allem auf jene verderblich, denen ihre Verhältnisse nicht gestatteten, „zu genießen“. Ander=

seits wurde hier bei den Armen ein empfänglicher Boden bereitet für die Lehre vom Zukunftsstaat ohne Herrscher, ohne Kirche, ohne Familie. Diese Leute sind nicht urteilsfähig und können nicht wissen, daß ein großer Teil des Glückes nur im eigenen Innern zu finden ist.

Das schlechte Beispiel ferner einer großen Anzahl jener „Gebildeten", die zu den „Kirchen" sich zählten, aber von der Erfüllung der wahren Heilslehren derselben nichts wissen wollten, wirkte bei den Ungebildeten dahin, daß diese allen religiösen Sinn verloren.

Waren in den unteren Ständen vor allem Überarbeitung und Lebensnot am Erlöschen des Gottesglaubens schuld, so in den Gebildeten die unüberbrückbaren Widersprüche, in denen die Errungenschaften der Wissenschaft mit den überkommenen kirchlichen Dogmen standen. Dazu kam dann noch die zerfahrene Erziehung, die in der Jugend auf einen strengen Dogmenglauben gegründet war, den die Erfahrungen des Alters umstießen. So wurden die einheitlichen Charaktere, die ganzen Menschen immer seltener, die Halbgebildeten und Urteilslosen immer zahlreicher. Und daß man manche starren Glaubens*formeln* über Bord werfen mußte, bewog eine immer wachsende Anzahl, den Inhalt nicht zu prüfen und den ganzen, mit jenen verbundenen, Gottesglauben preiszugeben.

Das zweite Kapitel führt aus, wie die *Herrschaft der Selbstsucht* zerstörend auf den Volksverband wirken muß. Dadurch, daß der Selbstsüchtige nur „sucht", was seinem „Selbst" behagt, giebt es für ihn keine Allgemeinheit, oder doch nur so lange, als sie ihm von Nutzen ist. Eine Einheit der Geister und Herzen ist so unmöglich,

alles, was Selbstopferung ähnlich sieht, also die Liebe, muß schwinden.

Anderseits fällt mit der Leugnung des Geistes alles, was sich an diesen knüpft, damit auch die sittliche Freiheit und Verantwortlichkeit. Sind wir nur Sklaven mechanischer Vorgänge um uns und in uns, dann giebt es für uns keine sittlichen Gesetze mehr. Und die Gesetze des Staates können das eigene sittliche Bewußtsein nicht ersetzen, weil sie sich nicht auf das ganze Wesen des Menschen erstrecken können.

Jene unbewiesene Hypothese endlich, die „den Kampf ums Dasein“ als höchstes Naturgesetz hinstellte, rechtfertigte die Anwendung jedes Mittels, sich selbst die größten Vorteile auf Kosten der andern zu verschaffen.

Einen gewissen Halt gewährten die festen religiösen Bekenntnisse. Aber leider sehen nur zu viele die Hauptsache in der Erfüllung von Äußerlichkeiten, andererseits untergraben viele die erlösende Macht des Christentums dadurch, daß sie Lippenbekenner desselben sind, um durch seine Lehren die Ungebildeten im Zaum zu halten, sich selbst aber halten sie für „reife“ und den Lehren überlegene Geister.

Es ist selbstverständlich, daß je mehr der Ungeist des Materialismus auf den Gemütern lastete, um so mehr das geknechtete sittliche Bewußtsein sich regte. Dieses suchte nach verschiedenen Hilfsmitteln. Eines derselben war die Kunst.

Die Religion kann durch die Kunst nicht ersetzt werden (3. Kapitel). Wohl haben Religion und Kunst eine Wesensgemeinschaft; die schönsten Werke der Kunst

sind Verkörperungen religiöser Vorstellungen, und die Religion hat durch Jahrtausende die Entwicklung der Kunst beeinflußt. Aber die ästhetische Empfindung als solche hat keine erlösende Kraft. Wir brauchen nur an die Geschichte Italiens zur Blütezeit der Renaissance zu denken, um uns zu überzeugen, daß Höhe der Kunst und sittlicher Niedergang wohl vereinbar sind.

„Die Einwirkungen der Kunst können sich eben allein auf die Phantasie und das Gefühl beschränken, ohne den sittlichen Willen in die kleinste Bewegung zu versetzen." Die von den Kunstwerken ausgehende Kraft setzt sich in Empfindungen um, die oft genug ins Krankhafte gesteigert, für die Anforderungen des Lebens ganz untauglich machen können.

Eine andere Gefahr liegt darin, daß sich geistige Stimmungen leicht in sinnliche verwandeln, und da die Kunst sehr von der Zeitstimmung abhängt, ist sie da wenig geeignet einer sittlich verwerflichen entgegenzuarbeiten. So hat die heutige Kunst, die, dem Hang nach Wollüstelei nachgebend, hauptsächlich auf äußere Wirkungen hinarbeitet, an erhebender Kraft sehr eingebüßt.

Die Wurzeln der Ohnmacht der Kunst als Vertreterin der Religion liegen darin, daß die Kunst „Schein" ist, und sie deshalb uns über Kummer und Not hinwegtäuschen, nicht aber uns davon erlösen kann, ganz abgesehen davon, daß verhältnismäßig nur wenige Menschen fähig sind, künstlerisch stark zu empfinden.

Ebenso wenig vermag der H u m a n i t ä t s g l a u b e o h n e G o t t (4. Kapitel) zur Religion zu werden. —

Sehen wir der Kürze halber hier von der Entwicklung des Humanitätsbegriffes ab, der ursprünglich vom Staat ausgegangen, bei der Religion geendet hat, so haben wir als Quintessenz der heutigen Humanitätsreligion eine Verstandesmoral: „Was du nicht willst, das dir geschehe, thue auch keinem andern.“ Es ist klar, daß diese Moral, die sich nur auf Handlungen, nicht auf Gedanken und Empfindungen erstreckt, nicht den ganzen Menschen zu erfassen vermag. Die Humanitätsreligion sieht ferner ihre Aufgabe in Werken der Nächstenliebe. Während aber in dieser Hinsicht das Christentum das Gebot der Humanität aussprach, hat es dieses zugleich viel tiefer begründet, indem im ganzen Aufbau der Religion zugleich die Beziehung des Einzelnen und der Menschheit zu Gott lag. Da wir alle in Christus zu Brüdern werden, müssen wir einander lieben. Die auf kein Geistiges bezugnehmende Nächstenliebe der „Humanität“ aber kann sich nur die Erleichterung körperlicher Not zur Aufgabe machen, nicht das geistige Elend beheben. Und dann — kann der Arme diese Religion üben? Kann er sich die sittliche Hebung verschaffen, die das Bewußtsein der Wohlthat giebt? Nein, das kann nur der Reiche, und was man so Humanität nennt, ist nur eine „Religion für die Besitzenden,“ die losgerissen vom Gottesgedanken zur äußern Werkheiligkeit versteinert, und den sittlichen Willen weder läutern noch kräftigen kann.

Ob das All als Gottheit dem Menschengeist genügen kann, untersucht das fünfte Kapitel. Der gewaltige Eindruck, den das Naturleben auf den Menschengeist machte, hat bewirkt, daß die Vorstellung von der Natur als eines

einheitlichen Wesens früh schon das Denken einnahm und durch verschiedene Wandlungen zum Pantheismus führte. Es ist auch unbestreitbar, daß durch die Hingabe an dieses große All-Eine gewisse ethische Vorstellungen belebt werden können. Dichterisch veranlagten Geistern mag es auch gelingen, einen versöhnenden Ausgleich dafür zu finden, daß die Natur nicht nur fürsorglich, sondern oft auch hart und vernichtend ist. Theoretisch kann man auch aus dem Pantheismus eine gewisse Moral, ja das Gebot der Nächstenliebe ableiten. Aber von der Theorie ist weit zur Praxis, und nur wenige Menschen sind so willensstark oder so leidenschaftslos, jeden Augenblick nach bestimmten Gedanken leben zu können. Gerade für die Armen und Elenden, die Ungebildeten, alle jene, die einer so inbrünstigen Naturauffassung unfähig sind, ist der Pantheismus ein Zerrbild. Eben die Ungebildeten empfinden mehr das Schreckhafte als das Schöne der Natur, und das elementare Walten der Naturkräfte könnte sie höchstens lehren, den eigenen Leidenschaften freien Lauf zu lassen.

Aber auch bei dem höher Gebildeten vermag der Pantheismus nur sehr selten versittlichend zu wirken. Entweder, bei Phantasiemenschen, artet die Naturfreude in Schwärmerei aus, und es tritt derselbe Fall ein, wie bei der Kunst; oder in jenen, bei denen der Verstand vorherrscht, wird der Pantheismus zum Materialismus werden. Daß der keine erlösende Kraft hat, ist schon früher gezeigt.

Das sechste und letzte Kapitel des ersten Buches endlich wendet sich in sehr wirksamer Weise gegen den

Vorwurf, den der Materialismus den Gläubigen eines Geistigen macht, indem es vom „Glauben" im Wissen von der Natur handelt und nachweist, wie sehr die materialistische Lehre auf Hypothesen gründet, die auch unbewiesen, zum Teil unbeweisbar sind und einfach „geglaubt" werden müssen. —

Das zweite Buch handelt vom Leben mit Gott und giebt in fünf Abschnitten einen Aufbau der Weltanschauung des Verfassers.

Ist es schon sehr schwer, eine derartige, rein auf innerem Fühlen beruhende Entwicklung so zu schreiben, daß der kühl überlegende Verstand sich nicht in Widerspruch mit den Herzensergüssen setzt, so ist es ganz unmöglich, in kurzen Worten die Gesamtheit dieser Lehre so wiederzugeben, daß sie an überzeugender Kraft nichts einbüßt. Gerade weil es so schwierig ist, wahre innere Religiosität in klare Worte zu kleiden, die doch immer nur etwas Äußerliches sind, ist es dazu gekommen, daß die auch noch so vergeistigten Lehren der verschiedensten Religionsstifter im Laufe der Zeit von ihren Anhängern in öde Dogmengerüste umgewandelt wurden. Vom innersten Wesen der Lehre Christi läßt sich kein Katechismus in kurzen Fragen und Antworten schreiben. Seine Lehre der Liebe muß das ganze Sein des Menschen erfassen und wird dann siegreich in den Werken zu Tage treten. Und gerade darum ist die, genauer gefaßt, Sittenlehre Christi, die echte Religion sämtlicher Stände, auch der ärmsten und elendesten, weil Herz und Gemüt in einem weit größeren Teile der Menschheit entwickelt sind, als der Verstand. Und Christus selbst hat be-

kanntlich als Wesentlichstes seiner Lehre nicht ein Dogma aufgestellt, sondern das Gebot der „Gottes“- und „Nächstenliebe“. —

So will ich auch hier nicht versuchen, die in diesem zweiten Buche enthaltene Lehre systematisch aufzubauen. Denn was Leixner hier giebt, ist nichts anderes, als eine möglichst innerliche Auffassung des Christentums. Ich will nur in kurzen Worten die Gesamtentwicklung des Buches zusammenfassen.

Der Mensch ist ein Naturwesen, und als solches in allem Sinnenfälligen dem unterworfen, was die „natürliche Welt“ beherrscht, der Selbstsucht im weitesten Sinne des Wortes. Mit dieser Selbstsucht gerät in Widerstreit ein Streben nach Vervollkommnung, nach Sittlichkeit, das in der Menschheit ruht. Diese Sittlichkeit ist unmöglich ohne Selbstverleugnung. Zu dieser aber kann eine Gott ausschließende Weltanschauung nicht gelangen.

Der Zwiespalt, in den der Mensch mit seinem sittlichen Wollen gerät, dadurch, daß er im Streben nach persönlicher Lust den Leidenschaften verfällt, erweckt in ihm ein Unseligkeitsgefühl. Von diesem kann er sich nur durch Selbstverleugnung befreien. Diese kann als allem „Natürlichen“ widersprechend, nur aus einem Geistigen kommen, das nicht schon an sich im „natürlichen“ Menschen liegt, welches auch mit den die Materie beherrschenden Gesetzen nicht eins ist. Auch der bloße Wille genügt nicht, um zur Selbstverleugnung zu gelangen, sondern diese kommt von außen. Sie wird dem Menschen gegeben, der nach sittlicher Vollkommenheit

strebt; sie ist die Gabe der „Gnade" des Geistigen. „Dieses Geistige, welches über den „natürlichen" Gesetzen steht, im Menschen die Selbstverleugnung erweckt, welche vom Standpunkt der Naturnotwendigkeit unbegreiflich ist, dieses Geistige ist Gott." Durch die Kraft der Selbstverleugnung gewinnt der Mensch die Liebe und damit das Bewußtsein seiner Einheit mit Gott." Dadurch wird er frei von der „natürlichen" Notwendigkeit und vermag in sich das Weltleid durch Gottesfreude zu überwinden.

Was so im Einzelwesen geschieht, muß in der gesamten Menschheit vor sich gehen. Denn auch die Gesamtheit wird von Selbstsucht beherrscht, die sich in Selbstverleugnung wandeln muß; nur durch diese Gott verbundene Selbstverleugnung kann das sittliche und leibliche Elend der Menschheit geheilt werden. „Geheilt" allerdings nur so weit, als es möglich ist, denn da der Mensch und die Menschheit Naturwesen sind, wird immer die Notwendigkeit und mit ihr ein Teil des Leides bestehen bleiben. Das ist auch nötig, denn nur im Kampf mit ihr wird die sittliche Freiheit erworben, die kein äußeres Zeichen geben kann, sondern die jeder sich selbst erwerben muß. —

Das ist in kurzen Worten die Entwicklung der in diesem Buche enthaltenen Weltanschauung, oder, wie der Verfasser selbst bescheiden sich ausdrückt, der Glaube, der ihn erlöste. Leixner hat seine Lehre nie aufdringlich gepredigt. Aus dem tiefsten Drang seiner Seele ist das Büchlein hervorgegangen, und reines Wollen hat es in

die Welt hinausgesendet. Möge es in manches „Suchenden“ Hände fallen, vielen Trost und Heil bringen. —

Den im „Andachtsbuch eines Weltmanns“ gegebenen Aufbau eines verinnerlichten Christentums weiter ausgestaltend, hat Leixner verschiedene Werke geschrieben, welche mehr dem praktischen Bedürfnis dienen und die Anwendung der Lehre aufs heutige Leben geben.

Hier ist das bedeutsamste Buch „Laien-Predigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen.“ (Berlin, Verein der Bücherfreunde. 1894). Der erste Teil enthält sechs Predigten für Männer. Sie handeln vom „lästerlichen Trinken und einigem andern, was damit verbunden ist“; von dem Verhältnis zwischen Mann und Weib und der Ehe; von der, das Familienleben so oft gefährdenden, Vereinslauferei; vom Gigerltum und der Streberei; Chauvinismus, Scheinpatriotismus und echtem deutschen Sinn; und die letzte „von der Religion des deutschen Mannes.“

Die angeführten Überschriften genügen, eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit des Buches zu geben. Es sei hinzugefügt, daß der Prediger reiflich über seinen Stoff nachgedacht hat und über eine reiche Erfahrung gebietet. Stilistisch meisterhaft und die Wirkung stärkend, ist die herrliche Steigerung in Ton und Eindringlichkeit der Reden, die vom fast humoristischen „Kapuzinerstil“ ausgehend mit einem Herzenserguß, voll mystischer Glut, des Bruders zum Bruder endigt. —

Der zweite Teil wendet sich an die Frauen. Die erste Predigt richtet sich in ähnlicher Weise gegen „Luxus und verschiedene Vermummungen“; vom Wert der Zeit,

von Langerweile und beschäftigtem Müßiggang handelt die zweite. Die folgenden Reden beschäftigen sich mit der „Frauenbildung“ und entwerfen im „Ausflug ins Blaue“ das Idealbild einer Herz, Geist und Körper gleich ausbildenden Mädchenerziehung. — Der beschränkte Raum verbietet mir, hier dieser Frage näherzutreten, und so sei Leixners Stellung zur „Frauenfrage“ nur kurz charakterisiert.

Es gehören hierher noch die, den Inhalt der Predigten erweiternden, von köstlichem, innigem Humor erfüllten „Plauderbriefe an eine junge Frau.“ (Berlin, R. Trenkel 2. Aufl. 1889), die feinen „Ästhetischen Reden für die Frauenwelt“ (5. Aufl. 1895) und eine noch nicht als Buch herausgekommene Aufsatzreihe „Zur Frauenfrage in Deutschland,“ die 1893 in der „Täglichen Rundschau“ erschienen ist. Diese letztere hat neben der ganzen Haltung der vielgelesenen Beilage der Romanzeitung am meisten dazu beigetragen, Leixner zu einem der, in den Kreisen der Frauenrechtlerinnen, bestgehaßten Männer zu machen.

Das ist nur für den begreiflich, der das kopflose übers Ziel Hinausschießen der Führerinnen in diesem Kampfe kennt. Leixner ist der Erste, der zugiebt, daß die heutige Mädchenerziehung vor allem der mittleren und besseren Stände, eine völlig verkehrte ist, die zu ungesunder Halbbildung führt und für das praktische Leben unbrauchbar macht. Deshalb aber braucht man noch lange nicht den Forderungen nach völliger Gleichstellung der beiden Geschlechter beizustimmen. Im Gegenteil, jeder wahre Volksfreund wird in dieser die größte Ge-

fährdung für das Gemeinwohl sehen, weil sie das rauben würde, was für eine gesunde Entwicklung am nötigsten ist, gute Mütter. —

Die oben erwähnten Aufsätze beweisen, unter voller Beherrschung der kaum übersehbaren einschlägigen Litteratur, aus Geschichte und Erfahrung, daß das Weib geistig nicht gleich veranlagt ist, wie der Mann, daß ihm auf allen Gebieten der Kunst, des Wissens, des öffentlichen Lebens, die schöpferische Kraft fehlt, es nur nachschaffen kann. Dafür hat das Weib andere Eigenschaften, die es für andere Thätigkeiten weit geeigneter machen als den Mann, abgesehen von der natürlichen Bestimmung als Mutter. — Deshalb, mag man immer den wenigen Ausnahmen, die z. B. nach dem akademischen Studium verlangen, Zutritt gewähren, das Ziel einer vernünftigen Frauenerziehung ist ein ganz anderes.

Auch zur „sozialen Frage“ hat Leixner das Wort ergriffen, einmal in den „Sozialen Briefen aus Berlin“ (Berlin, Friedrich Pfeilstücker 1891), die mit genauester Kenntnis des Berliner Gesamtlebens geschrieben, im fünften Abschnitt eine feinsinnige Psychologie der sozialdemokratischen Arbeiterkreise geben; sodann in einer ebenfalls in der „Täglichen Rundschau“ erschienenen Aufsatzreihe: „Vom Hexentanzplatz der Zeitgedanken.“ (1896). Daß Leixner seiner ganzen Persönlichkeit nach mit warmer Anteilnahme die soziale Entwicklung unserer Tage verfolgt und nach Kräften an der Verbesserung der haltlosen Zustände in den arbeitenden Klassen mitarbeitet, ist für jeden, der seine Lebensanschauung kennt, ebenso klar, wie daß er ein Gegner der Sozialdemokratie ist, deren ganzes Streben

nach äußerlicher Besserung geht, die alles untergraben will, was uns besonders heilig ist: Familie, Staat und Religion. —

Mit wenigen Worten sei schließlich der gelehrten Arbeiten Leixners und seiner „kritischen“ Haltung der heutigen Litteratur gegenüber gedacht.

Den ganz erstaunlichen Umfang seines Wissens zeigt der Verfasser in dem zwei Bände starken Werk: „Unser Jahrhundert“ (Stuttgart, Engelhorn 1883; leider ganz vergriffen.) Es giebt ein lebendiges, farbenprächtiges Bild vom Gesamtleben des 19. Jahrhunderts in Geschichte, gesellschaftlicher Entwicklung, Kunst, Wissenschaft und Erfindungen.

Nicht minder groß angelegt und von einer seltenen Belesenheit zeugend sind die Litteraturgeschichten: „Geschichte der fremden Litteraturen,“ die 1882 zuerst erschienen (Leipzig, Spamer 2 Bände), demnächst in zweiter Auflage geboten werden wird; und „Die Geschichte der deutschen Litteratur“ (ebenda), die 1880 herausgekommen, seit kurzem in vierter Auflage vorliegt. — Ich stehe nicht an, dem letzteren Werk unter den zahlreichen, für weitere Kreise berechneten, deutschen Litteraturgeschichten die Palme zuzuerkennen. Gediegenste Kenntnis des Stoffes, eine tiefdringende Erfassung des Zusammenhangs zwischen der Entwicklung der Litteratur und des Gesamtlebens, die prächtige Sprache machen es im Verein mit der prachtvollen Ausstattung zu einem herrlichen Festgeschenk. Einen ganz schätzenswerten Vorzug erhält es ferner durch die Behandlung der Litteratur bis auf die jüngsten Tage,

die von einer scharfen Erkenntnis des Entwicklungsganges zeugt.

Das führt uns auf Leixners kritische Stellungnahme zur zeitgenössischen Litteratur. Diese wird dadurch auch praktisch sehr wichtig, weil die Romanzeitung der Kritik einen breiteren Raum gewährt, als ein anderes Unterhaltungsblatt, die darin erschienenen Kritiken von weitgehendem Einfluß sind. Daß er einer der besten Kenner der schwer übersehbaren zeitgenössischen Litteratur ist, geben alle zu. Seine Stellungnahme ist bedingt durch seine ganze Weltanschauung. Sie gipfelt im ständigen Hinweis auf das echte Deutschtum im Gemüt und Geist, die Forderung für sittliche Veredelung, für teilnehmende Liebe den armen Brüdern gegenüber, aber auch für das Recht der Phantasie und Schönheit. Dann aber ist sie auch ein Kampf „gegen den Messiaswahn, mit dem sich viele der Jüngstdeutschen berauschten, den Atheismus, den andre selbstgefällig vortrugen, die auftauchende Neigung zur vaterlandslosen Sozialdemokratie und zu klingenden Prunkworten, und damit zur Schauspielerei vor sich und anderen; gegen das Spiel mit schmutzig erotischen Vorstellungen, die oft nicht einmal Wiedergabe des Erlebten, sondern nur Ausgeburten krankhafter Erregung waren."

* * *

Ich bin am Ende. Ich weiß selbst am besten, wie unvollkommen und ungleich das Bild ausgeführt ist, das ich von dem reichen Schaffen des verehrten Mannes entworfen habe. Aber auch so hoffe ich, daß es manchen bewegen wird, Leixners Werke genauer kennen zu lernen.

Dann werden sie mit mir wünschen, daß er noch lange seinem Volke erhalten bleibe. Ihm selbst aber möge die Erfüllung dessen gewährt sein, um was er schon vor zwanzig Jahren gebeten hat:

Doch was auch kommen mag in fernen Tagen,
Es soll mich unverzagt und mutig finden,
Nur möge in den Dornenkranz des Leides
Die Muse tröstend ihre Rosen winden.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Empfehlenswerte Werke

aus dem Verlage

von

Schall & Grund

Verein der Bücherfreunde

Berlin W. 62

Verein der Bücherfreunde

Vorstand

Martin Greif
Hermann Heiberg
Ernst von Wolzogen

Geschäftsleitung

Schall & Grund
Herzogl. Bayerische Hofbuchhändler
Berlin W. 62
Kurfürstenstraße 128

Gute Bücher sind die besten Freunde

Satzungen

Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde“ bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, litterarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Litteratur — nicht Übersetzungen — zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Ausländer. Ausgeschlossen sind nur Leihbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Der Austritt muß 2 Monate vor Ablauf des Jahrgangs angemeldet werden.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Litteratur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Änderungen hierin behält sich die Geschäftsleitung vor.

Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf 3 Mk. 75 Pf. (= 2 fl. 32 kr. oder 5 Fr.) für die geheftete Ausgabe — vorauszubezahlen — und auf 4 Mk. 50 Pf. (= 2 fl. 79 kr. oder 6 Fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr.

Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen“.

Jeder der bisher erschienenen Jahrgänge der Veröffentlichungen des Vereins der Bücherfreunde ist noch zum Preise von Mk. 15.— geheftet — Mk. 18.— gebunden zu haben. — Genaues Verzeichnis nachstehend.

Inhalt des sechsten Jahrgangs Oktob. 1896 bis Oktob. 1897

Anton Freiherr von Perfall: Die Krone. Romantische Erzählung. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

C. Freiherr von der Goltz-Pascha, Kgl. Preuß. Generallieutenant, Osman. Marschall a. D.: **Anatolische Ausflüge.** Reisebilder. Mit 37 Bildern und 18 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Arthur Achleitner: Schwarzwald-Novellen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Dem Schwarzwaldbuche Achleitners ist an den Höfen zu Stuttgart und Karlsruhe regstes Interesse entgegengebracht und die Wahl der Novellenstoffe dortselbst als eine sehr glückliche bezeichnet worden.

A. Seidel, Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft: **Goldene Worte der Hohenzollern.** Mit 20 Portraits in Holzschnitt. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

A. von Boguslawski, Generallieutenant z. D.: **Aus bewegten Zeiten.** Novellen und Skizzen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Gräfin Bethusy-Huc (Moritz von Reichenbach): **Glückskinder.** Roman. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Professor Em. Schmidt: Ceylon, Land und Leute. Mit reichem Bilderschmuck.

F. Freiherr von Dinklage-Campe, Generallieutenant z. D.: **Erinnerungen eines Veteranen.**



Mehmed Agha aus Tscherkeßli

Aus: Freih. v. d. Goltz-Pascha, **Anatolische Ausflüge**, Reisebilder

Erster Jahrgang 1891/92

Todsünden. Roman von **Hermann Heiberg.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Aus Mitleid und andere Novellen von **Alexander Baron von Roberts** geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.
Seelenanalysen. Novellen von **Max Nordau.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung von Dr. **Theodor Jaensch.** geh. Mk. 3.75; geb. Mk. 4.50.
Carriere. Roman von **Olga Wohlbrück.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Fliegender Sommer. Geschichten von **Ludwig Ganghofer.** geh. Mk. 5.50; geb. Mk. 6.25.
Zwei reiche Frauen. Roman von **M. von Eschen.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen von **Johannes Ziegler.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

Zweiter Jahrgang 1892/93

Das Leben auf der Walze. Roman von **Wolfgang Kirchbach.** Mit 10 Vollbildern auf Kupferdruckpapier v. Georg Koch. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Töte sie! Roman von **Balduin Groller.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. **H. Haas.** I. Teil. Mit 55 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.
Pfarrer Streccius. Roman von **E. Eschricht.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Der Telamone. Roman von **Fedor von Zobeltitz.** Mit 77 Textzeichnungen von Friedrich Stahl. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.
Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von **A. Schneegans.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Das Sternenzelt, von Prof. Dr. **Carl Titus.** Mit 70 Abbildungen im Text und drei doppelseitigen Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Norddeutsche Erzähler. Novellen von **Hermann Heiberg** und **Konrad Telmann:** Das Schicksal auf Moorheide — Ruggiero, der Brigant. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.

Dritter Jahrgang 1893/94

Hančička, das Chodenmädchen. Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge. Von **Maximilian Schmidt.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.
Norddeutsche Erzähler. Novellen von **Wilhelm Jensen** (Altflorentinische Tage), **Heinrich Seidel** (Die silberne Verlobung), **Julius Stinde** (Martinshagen, eine Erzählung abseits der Heerstraße). geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 3.75.
Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. u. 16. Jahrhundert. Von **Johannes Renatus.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.
Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwickelungsgeschichte unseres Planeten. Von Prof. Dr. **H. Haas.** Zweiter, in sich abgeschlossener Teil mit 163 Abbildungen. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Neuland: Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Mit Beiträgen von Otto Julius Bierbaum, M. G. Conrad, Anna Croissant-Rust, Max Dreyer, Franz Evers Cäsar Flaischlen, Hanns von Gumppenberg, Max Halbe, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Hegeler, Karl Henckell, Peter Hille, Maria Janitschek, Detlev von Liliencron, John Henry Mackay, Willy Pastor, Carlot Gottfrid Reuling, Paul Scheerbart, Johannes Schlaf, Hans Schliepmann, Heinz Tovote; herausgegeben von **Dr. Cäsar Flaischlen.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 5.75.

Die Geisterseher. Humoristischer Roman von **Fritz Mauthner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Laienpredigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen. Von **Otto v. Leixner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 4.75.

Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße. Von **Luise Westkirch.** geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Vierter Jahrgang 1894/95

Der Scharffenstein. Roman von **Anton Freiherr von Perfall.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Die jüngeren Prinzen. Historischer Roman von **A. von der Elbe.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen. Von Hauptmann **Rochus Schmidt.**
Band I. Ostafrika. Mit über 100 Bildern und 25 Originalzeichnungen von Hellgrewe nebst einer Karte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.
Band II. Westafrika und Südsee. Mit 150 Bildern und 6 Karten. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Der Pförtnerssohn von St. Veit. Roman von **Otto Elster.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Gewissensqualen. Zwei Novellen von **Gerhard von Amyntor.** geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Streifzüge in Toskana, an der Riviera und in der Provence. Von **Victor Ottmann.** Mit 125 Bildern. geh. Mk. 6.—; geb. Mk. 7.—.

Fröhlich Gejaid. Jagdgeschichten von **Arthur Achleitner.** geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Fünfter Jahrgang 1895/96

Richard Nordhausen: Die rote Tinktur. Eine kuriose Geschichte. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.

Gregor Samarow (Oskar Meding): Palle. Historischer Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.

Paul von Schönthan: Jahreszeiten der Feder. Allerlei Humoresken. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.

Eduard Bertz: Das Sabinergut. Roman. geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

A. Seidel, Sekretär d. deutsch. Kolonialges.: **Geschichten und Lieder der Afrikaner.** geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.—.

Otto von Leixner: Aus meinem Zettelkasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Euf. v. Adlersfeld-Ballestrem: Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. geh. Mk. 4.—; geb. Mk. 5.—.

Dr. Arthur Sperling: Medizinische Streiflichter. geh. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.—.

Beitrittserklärungen und Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie die Geschäftsleitung Schall & Grund, Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 128 entgegen.

Oscar Brandstetter in Leipzig. 10981